Pichler

Vergangene und vergessene Tage.

Vergangene und vergessene Tage.

Ein vaterländischer Roman aus den französischen Raubkriegen des siebzehnten Jahrhunderts

von

Louise Pichler.

Leipzig,
Fr. Wilh. Grunow.
1860.

Meinem Onkel

dem

Königl. württembergischen Oberst

August von Pichler

in

Hochachtung und Liebe.

Eine kleine Schilderung, die einen wenig erfreulichen Gegenstand hat und deshalb, wie ich fürchte, auch nicht mit der nöthigen Wärme entworfen wurde. Wenn ich sie Dir, lieber Onkel, zu widmen wage, so ist es mit dem Wunsche, Dir den glorreichen Feldzug von 1814, worin lange Schmach gesühnt wurde und die Lorbeeren, die Du Dir damals ums jugendliche Haupt wandest, in um so frischerer, schönerer Erinnerung vor die Seele zu führen.

Möge Gott, der die Geschicke der Völker lenkt, geben, daß jene Tage und Zustände für uns vergangene bleiben, aber niemals vergessene werden!

Berg bei Stuttgart,
6. März 1860.

Deine

ergebene Nichte

Louise Pichler.

1.

Es war einer der letzten Augusttage 1688.

Heiß brannte die Sonne auf die Rebenhügel um Stuttgart nieder, deren edle Frucht schwoll und sich leise zu färben begann, während das satte Grün ihres Laubes der Landschaft noch eine Frische gab, welche nach eingeheimster Erndte die Felder verloren.

Gebeugt von der drückenden Hitze des Tages, stiegen da und dort schwer sich abmühende Weingärtner in den Furchen der Berge hinan. Auf der Landstraße, die sich vom Rothebühlthore den Hasenberg hinan gegen das gewerbreiche Calw, und von da weiter gegen Baden und Straßburg, und vom Eßlinger Thore durch den hier sich öffnenden Thalkessel über Cannstatt, Eßlingen gegen Ulm hin zog, fuhren schwere Frachtwagen, von schläfrigen Pferden gezogen, knarrend dahin. In der Stadt prangten noch keine Waarenlager mit Schaufenstern, keine Paläste

und palastähnliche Gebäude, keine Fabriken mit rauchenden Schornsteinen. Aber lebhaft scholl durch die engen gepflasterten Straßen das Klopfen der Hämmer aus den Schmiede=, Küfer= und anderen Werkstätten, das Schnurren des Drehrades, das Sausen der Webestühle. Hoch ragten die drei Kirchen mit ihren Thürmen über das Häusergewirre empor, und ehrfurchtgebietend schaute das — jetzt alte — Schloß in seiner schweren, aber keineswegs geschmacklosen Bauart, umgeben von einem grünbepflanzten Walle und tiefen Graben, auf die Stadt nieder.

Im geräumigen Schloßhofe sprengte ein schöner, eilfjähriger Knabe auf kleinem, gutgeschulten Pferde im Kreise umher. Seine Haltung und die Gewandtheit, womit er den Zügel regierte, ließen auf einen künftigen trefflichen Reiter schließen, und jetzt schon schien er kaum der Aufsicht des Stallmeisters, der ihm zur Seite ritt, benöthigt. Beifall erwartend, blickte er von Zeit zu Zeit zu den Fenstern des Schlosses empor, wo ein zartes Mädchen von etwa zehn Jahren sich graziös herabneigte und lebhaften Antheil an allen Bewegungen des jungen Reiters nahm, während neben ihr eine schöne Frau im Anfange der dreißiger Jahre ernst, fast kummervoll

sinnend stand, und, nur zuweilen aus ihrer Zerstreutheit erwachend, ein Zeichen der Aufmerksamkeit gab.

„Eberhard Ludwig ist ein scharmanter Reiter, er ist überhaupt ein Prinz von ganz trefflicher Conduite, so sagt Jedermann, nicht wahr, Mama?“ redete die Kleine die schweigsame Mutter endlich an.

Die Fürstin preßte das harmlose Kind heftig an sich und ein Thränenstrom entquoll dem belasteten Herzen.

„Weinen Sie wieder um den Papa? Ach, werden Sie sich nie trösten, er ist ja schon so lange todt, ma chère mama?“ nahm die Kleine liebkosend wieder das Wort.

Ja, Magdalene Sybille, die Herzogin Wittwe von Würtemberg, beweinte seit zehn Jahren den edlen Gemahl, den Herzog Wilhelm Ludwig, mit dem sie nur vier Jahre in der glücklichsten, aus reinster Neigung geschlossenen Ehe gelebt hatte. Jeder Blick auf den hoffnungsvoll heranwachsenden Landesprinzen Eberhard Ludwig, der doch der sorgenden Hut und Erziehung des Vaters entbehrte, auf die liebliche Wilhelmine, die verwaist war, noch ehe sie das Licht der Welt erblickt hatte, rief den nie vernarbenden Schmerz aufs Neue wach. In diesem Augenblicke

aber waren es nur beängstigende Sorgen, welche das Herz der fürstlichen Mutter erfüllten und ihr die ganze Verlassenheit ihrer Lage schwerer zu fühlen gaben.

„Mama weint, was mag ihr widerfahren sein?“ rief die Prinzessin ihrem Bruder entgegen, der, des Rittes müde, rasch in's Zimmer gestürzt kam.

„Sie weinen, gnädige Mama? Ach, das ist der Courier vom Rheine, der schlimme Nachrichten gebracht hat? Nicht so, Mama? Sagen Sie mir, was geschehen wird; ich bin groß genug, man sollte mich nicht wie ein Kind halten. — Gehe zu Deiner Bonne, Wilhelmine, damit Mama mit mir sprechen kann; ein kleines Mädchen darf noch nichts von Staatsaffären wissen!“ rief der junge Prinz, die blonden Locken zurückschüttelnd, die ihm um's Haupt flogen.

„Aber Du bist ja selbst noch nicht groß, Ludwig!“ antwortete die Prinzessin, nicht sehr bereit, ihren Platz auf dem Schooße der Mutter aufzugeben.

„Du sollst mich nicht Ludwig nennen; so heißt der französische König; ich will nicht ihm nachheißen. Eberhard heiße ich, wie mein herzoglicher Großvater und die übrigen Ahnen,“ sprach der Prinz trotzig.

„Mein Sohn, mein Sohn, wer flößt Dir diese

Gedanken ein? Sie sind Deiner Jugend gefährlich. — Auch Dein höchstseliger Vater hieß Ludwig; Du heißt ihm nach!" beschwichtigte die Herzogin den lebhaften Knaben.

Da meldete eine Kammerfrau: „Den Kriegsrath Heller mit einer Botschaft vom Herzog Administrator!"

„Er soll kommen," antwortete die Fürstin athemlos, indem sie das Kind von ihrem Schooße entließ und sich rasch erhob.

„Neue Nachricht?" rief sie dem Eintretenden, einem ältlichen Manne, entgegen, der sich sehr ehrerbietig, doch mit der Haltung eines Vertrauten verbeugte.

„So eben läßt sich **Monsieur de Juvigny** zur Audienz melden. Der Herzog vermuthet, daß Eure Durchlaucht über den Inhalt seines Anbringens in Kenntniß gesetzt zu werden wünschten?" fragte er.

„Ich ziehe vor, der Audienz selbst beizuwohnen," antwortete die Herzogin rasch entschlossen.

Dem Kriegsrath winkend, daß er sie erwarte, trat sie in's Nebenzimmer, um einiges Wenige zu ihrer Wittwentoilette hinzuzufügen, kam aber nach wenigen Augenblicken wieder zurück, zur Erleichterung des Kriegsraths, der die heftigen Fragen des Prinzen

über die Nachrichten von der französischen Grenze nur ausweichend zu beantworten wagte.

„Du sollst alles erfahren, mein Sohn; Dein herzoglicher Oheim wird es Dir selbst mittheilen,“ beruhigte ihn die fürstliche Mutter, drückte einen leisen, segnenden Kuß auf seine Stirn und ging, von dem Kriegsrath gefolgt, hinweg.

Magdalene Sybille theilte das Schloß mit dem Herzog Friedrich Carl und seiner Familie, dem Oheim und Vormund des jungen Prinzen und dem Regenten des Landes während seiner Unmündigkeit unter dem Titel: Herzog Administrator. So sehr aber die Herzogin sonst Frieden und Zurückgezogenheit liebte, so hatte sie doch das Recht einer Mitvormünderin für sich erstritten und nach einigen Kämpfen erlangt. Hatte sie auch keine Ursache, in die Gesinnungen ihres fürstlichen Schwagers ein Mißtrauen zu setzen, so mochte sie doch nicht mit Unrecht manche ihrem Sohne und dem Lande unglückliche Uebereilung von des Herzogs raschem Temperamente, von seiner Jugend fürchten. Der Administrator zählte bei der Uebernahme der Regierung erst achtzehn, jetzt achtundzwanzig Jahre.

So wenig Friedrich Carl mit dieser Beschränkung

seiner Herrschaft zufrieden gewesen, so erhielt doch Magdalenen's sanfte Würde ein gutes Einvernehmen aufrecht, das nur durch kleine Meinungsverschiedenheiten vorübergehend getrübt wurde.

Jetzt aber hatten sich die Verhältnisse plötzlich furchtbar ernst gestaltet. Erst zwei Jahre zuvor, 1686, war ein zwanzigjähriger Waffenstillstand zwischen Deutschland, Holland und Frankreich abgeschlossen, während dessen die Bedingungen eines dauernden Friedens festgestellt werden sollten. Aber die Anhäufung französischer Kriegsheere am Rheine und andere Vorbereitungen ließen kaum zweifeln, daß Ludwig XIV. einen Bruch des Vertrages beabsichtigte. Die Zeit dazu war für ihn gelegen, da der Kaiser jetzt ganz vom Türkenkriege und dem Aufstand in Ungarn in Anspruch genommen ward, das westliche Deutschland dem Kaiser seine Truppen zu Hülfe geschickt, weitere aus Privatmitteln der Fürsten geworbene und ausgerüstete Mannschaft an andern Orten — z. B. 3000 Würtemberger in Venedig — in Dienst gegeben worden waren.

Die Herzogin, durch eine Reihe von Gemächern schreitend, die, wenn auch nicht eben glänzend ausgestattet, denn das Schloß war im dreißigjährigen

Kriege ganz ausgeraubt worden, doch einigermaßen die Prachtliebe der vorhergegangenen Herzoge verriethen, gelangte in das Kabinett, wo sich der Herzog Administrator mit zwei Vormundschaftsräthen befand, und so eben den französischen Envoje — Gesandten — empfing.

Friedrich Carl hätte seine hohe Schwägerin, wie sich im flüchtigen Mienenwechsel verrieth, in dieser Stunde lieber nicht gegenwärtig gesehen, empfing sie aber, wenn auch mit einigem Zwange, doch mit vollkommener verwandtschaftlicher Artigkeit.

Besondere rücksichtsvolle Ehrerbietung legte der französische Envoje, ein Cavalier von mittlerem Alter, mit ausdrucksvollem Gesicht und durchdringenden Blicken, in seine Begrüßung.

Das Wort an die Herzogin richtend, sprach der Administrator mit Bitterkeit:

„Wir hofften, Monsieur de Juvigny würde uns Aufschluß über die Absichten seines Königs geben. Er scheint aber nicht dazu geneigt."

„Durchlaucht, ich bringe die Versicherung, daß Seine Majestät König Ludwig von Frankreich, wenn auch mit Oestreich in Mißhelligkeiten gekommen, die vielleicht nur mittelst der Waffen erledigt werden

können, doch diese Nothwendigkeit bedauern würde; daß Seine Majestät gegen die übrigen deutschen Fürsten, besonders gegen Würtemberg, nur freundschaftliche Gesinnungen hegt. Mögen dieselben anerkannt werden und Eure Durchlaucht, dem König vertrauend, sich nicht durch falsche Gerüchte zu übelwollenden Schritten hinreißen lassen," erwiderte der Franzose.

„Sie rathen mit andern Worten, monsieur, daß ich meine Fürstenehre, meine Pflicht gegen Kaiser und Reich vergessend, mich des verrätherischen Einverständnisses mit Frankreich schuldig machen soll?" rief Friedrich Carl mit glühendem Blicke aus.

„Durchlaucht," antwortete der Envoje nachdrücklich, „ich rathe nichts; ich gebe nur zu bedenken, daß, wenn der Rhein überschritten werden sollte, Würtemberg uns offen steht. Hoffen Sie auf Hülfe vom Kaiser und Reich? Und würde diese Hülfe rasch genug sein?"

„Und womit könnte Ihr König einen solchen Einfall in ein deutsches Land rechtfertigen, nachdem erst vor zwei Jahren ein zwanzigjähriger Waffenstillstand beschlossen und feierlich beschworen wurde? Ist in der christlichen Welt ein solches Verfahren erhört?"

erwiderte der Herzog, der seine Aufregung kaum mehr bezwingen konnte, lebhaft.

„Noch ist mir von einem Kriegsbeschlusse nichts bekannt, gleichwohl kann ich nicht verleugnen, daß König Ludwig von Oestreich alle Ursache erhalten, Ihr Recht mit den Waffen zu fordern!“ antwortete der Franzose.

„Und was, monsieur,“ warf versöhnenden Tones die Herzogin ein, „rathen Sie uns, um in allen Fällen die uns so wichtige Freundschaft Ihres Königs zu bewahren?“

„Euer Durchlaucht mögen sich aller feindlichen Maßregeln — seien sie mittelbar oder unmittelbar — enthalten, mögen alle Communication mit Oestreich zu uns feindlichen Zwecken meiden, mögen endlich alle Werbungen feindlicher Mächte in Würtemberg einstellen lassen,“ erklärte der Envoje, indem er auf jeden Punkt tiefen Nachdruck legte.

„Und dürfen wir uns zu Ihnen versehen, monsieur,“ fuhr die Herzogin dringend fort, „daß Sie den König von unserer Bereitwilligkeit in Kenntniß setzen und Schonung für unser armes Land erlangen werden, für das Land eines unmündigen Prinzen, den zu be-

schädigen der ritterliche Ludwig von Frankreich zu groß ist?"

„Ich wiederhole Euer Durchlaucht, daß Seine Majestät von den freundschaftlichsten Gesinnungen für den Landesprinzen erfüllt ist. Möge ein gleiches Vertrauen dem Könige entgegen kommen, und die Erfüllung Seiner großmüthigen Absichten möglich machen!" lautete Juvigny's Antwort.

„Unbedingtes Vertrauen! Unbedingte Unthätigkeit! Bei Gott, Sie fordern viel von deutschen Fürsten, monsieur!" rief Friedrich Carl wieder aus.

„Nur wenig, in Betracht der Umstände, Durchlaucht. Gewähren doch andere Länder dasselbe. Brandenburg ist stets der Freund Frankreichs gewesen, selbst Oestreich — —"

„Friedrich Wilhelm von Brandenburg soll anderen Sinnes sein," unterbrach ihn der Herzog heftig.

„Lassen wir es darauf ankommen, welche Nachricht die zuverlässigste ist," lächelte der Franzose mit schlauer Ueberlegenheit; „der Kaiser aber ist viel zu sehr in Ungarn beschäftigt, um einen Krieg mit Frankreich mit Erfolg zu führen. Er würde sogar eine

gemeinsame Bewaffnung der protestantischen Fürsten, wäre sie auch gegen Frankreich gerichtet, mit Argwohn sehen! — Verliert also Würtemberg, Baden, der gesammte schwäbische Kreis bei seiner Neutralität?"

„Wir werden Ihre Mittheilungen in Ueberlegung ziehen und uns unsern Entschluß vorbehalten," erklärte der Herzog kurz.

„Indessen uns aber aller mißliebigen Schritte enthalten, insonderheit die fremden Werbungen einstellen lassen. Wir bitten, monsieur, dies Ihrem Könige kund thun zu wollen," fügte die Herzogin hinzu.

Der Envoje betrachtete sich als entlassen und zog sich, abermals mit tiefer Verbeugung vor der Herzogin, abgemessener vor dem Herzog, zurück. Ein unheimliches Lächeln spielte um seine schmalen Lippen, als er seine reich vergoldete Equipage bestieg, um nach seinem Quartiere zurückzufahren.

„Herr des Himmels, gib Geduld!" knirschte der Herzog Friedrich, als die Thüre sich hinter dem Franzosen geschlossen; — „Euer Liebden Sanftmuth hat sonst alle meine Anerkennung, heute aber ging

sie über mein Verständniß. Welche Sprache, die sich ein französischer Abentheurer gegen deutsche Reichsfürsten herausnehmen darf!" fuhr er bitter fort.

„Ich habe sie nicht minder tief empfunden, aber durften wir den Uebermüthigen reizen? Was bleibt uns, als Unterwerfung, da wir gänzlich ohne Truppen, ohne Hülfe sind?" wandte die Herzogin ein.

„Ohne Hülfe? Das müßten wir erst aus anderem Munde hören, als aus dem des monsieur. Wären Eure Liebden etwa geneigt, das Herzogthum Ihres Sohnes ohne Weiteres den Franzosen zu überlassen, so mögen Sie sich erinnern, daß ich als Herzog Administrator zu entscheiden habe!" rief der Herzog heftig aus.

„Ich habe nicht zu entscheiden, nur mitzurathen," antwortete die Herzogin mit Würde, da auch die Vormundschaftsräthe dem Herzoge beistimmten. „Ich rathe auch nicht zum Anschluß an Frankreich, aber ich bitte Eure Liebden, bei jedem Ihrer Schritte bedenken zu wollen, daß die Franzosen nur auf einen Vorwand warten, um unser Land zu brandschatzen, zu zerstören!"

Es entspann sich nun noch eine lange und lebhafte Berathung. Nach deren Schluß zog sich die Herzogin in ihre Gemächer zurück. Auch die Vormundschaftsräthe, den Kriegsrath Heller ausgenommen, entfernten sich, während ein Lakai in die Stadt abgeschickt wurde, um den Kanzleirath Schmidlin, den jüngsten Rath in den herzoglichen Diensten, zu Seiner Durchlaucht zu berufen.

2.

Nicht wenig war der Kanzleirath über den Ruf zum Herzoge überrascht. Er konnte sich nicht der lebhaften Erwartung enthalten, was den Fürsten vermocht haben könnte, ihn, einen so jungen Diener in seinen Diensten, mit besonderem Vertrauen zu ehren? Doch ohne seine Neugier irgend zu verrathen, beeilte er sich, den Arbeitsrock mit dem Staatskleide zu vertauschen, die Lockenperücke, die durch Ludwig den Vierzehnten allgemein zur Herrschaft gekommen, auf das Haupt zu setzen, das, in natürlicher Fülle brauner Haare, des künstlichen Schmuckes nicht nöthig gehabt hätte, und schlug den Weg zum Schlosse ein, schweigend von dem Diener gefolgt, der, auf ein paar vertrauliche Fragen gefaßt, über die stolze Zurückhaltung des jungen Rathes die Achseln zuckte.

Schmidlin mochte etwa 34 Jahre zählen. Von

kräftiger Gestalt, stattlicher Haltung und wohlgebildetem Gesicht, erschien er durch einen Ausdruck des Ernstes und der Reife, den anstrengende Studien und unablässige Arbeit ihm gegeben, dennoch eher älter, als jünger. Gaben selbst seine Neider zu, daß er sein ungewöhnlich rasches Emporsteigen im Staatsdienste nicht sowohl seinen Familienverbindungen, als vielmehr seiner persönlichen Tüchtigkeit danke, so verrieth sich auch schon auf seiner Stirne ein entschlossener und fester Charakter, im Blicke Verstandesschärfe und Klarheit. Der Ausdruck seines Gesichts, wie sein ganzes Benehmen zeigte stolze Zurückhaltung, unnachsichtige Strenge, doch war auch eine hohe Geradheit und Rechtlichkeit darin nicht zu verkennen, und wurde durch sein Thun und Lassen im Amte und im Privatverkehre bestätigt.

Im Schlosse angekommen, wurde er sogleich vom Herzog empfangen, der ihm lebhaft und forschend entgegenblickte, während der Kriegsrath ihm als Pathe und alter Hausfreund zunickte. Schmidlin wartete nach ehrfurchtsvoller Verbeugung auf die Anrede des Herzogs, ohne weder Verlegenheit noch Neugierde zu verrathen.

Endlich nahm Friedrich Carl das Wort, um

einige Fragen nach Name, Alter und Laufbahn an den jungen Rath zu richten. Seine Stimme, seine lebhaften Bewegungen, die stete Veränderung seiner Haltung verriethen, neben dem natürlich lebhaften Temperamente des jungen Regenten, seine augenblickliche starke Aufregung, neben der die Ruhe des um Weniges ältern Rathes um so mehr hervortrat.

„Wir bedürfen eines klugen und treuen, eines festen und dabei besonnenen Mannes zu höchst wichtigem Auftrage. Man ist uns durch Kriegsrath Heller, einem alt bewährten Diener, dazu empfohlen worden," nahm endlich der Herzog das Wort.

Der Kanzleirath verbeugte sich.

„Ich bin geneigt, so wie ich Ihn sehe, den Empfehlungen des Kriegsraths allen Glauben zu schenken," fuhr der Herzog fort. „Aber Er muß erst wissen, um was es sich handelt! — Die Franzosen bedrohen uns, wie wir voraussahen, mit neuem Einfall. Nun aber hat uns heute der französische Envoje alles Lieben und Guten von seinem Könige versichert, und uns von allen feindlichen Maßregeln höchlich abgerathen. Was meint Er darüber?"

„Durchlaucht gestatten: eine rechtschaffene Rüstung, sowohl hier als allerorts, dürfte die beste Antwort

auf die französischen Freundschaftsversicherungen sein," — antwortete Schmidlin, indem sein Auge blitzte.

„Bravo! Er ist mein Mann! Halte auch nicht mehr auf die französischen Versprechungen!" rief der Herzog aus. „Haben auch schon gehandelt. Befehl nach Venedig, die dortigen Truppen zurückzurufen, ist bereits in Voraussicht der heutigen Erlebnisse in aller Stille ergangen. Nun ist sowohl vom Herzogthum Würtemberg als vom gesammten schwäbischen Kreise, dem wir vorstehen, der Beschluß gefaßt worden, in gleicher Absicht einen Boten nach Wien zu schicken, um Kaiserliche Majestät nicht nur um Entlassung der schwäbischen Truppen, sondern auch um weitere Hülfe zu ersuchen. — — — Wir fürchten nichts destoweniger, daß kaiserliche Majestät nicht an den Ernst der Dinge glauben, und wegen des ungarischen Feldzuges die Entlassung unserer Hülfstruppen verzögern möchten. — — Auf Ehre und Leben! Ludwig hat die Zeit zum Einfalle in Deutschland mit Schlauheit ersehen."

„Die Nachrichten von den Truppenansammlungen der Franzosen am Rheine und deren weiteren Vorbereitungen dürften Kaiserliche Majestät von dem Ernst der Situation überzeugen, und nicht nur zur Ent-

lassung der schwäbischen Truppen, sondern auch zur schleunigen Reichsbewaffnung vermögen," antwortete Schmidlin.

„Wir hoffen so und haben Ihn zu der Sendung ersehen. Er wird Briefe sowohl nach Regensburg an die Reichstagsversammlung, als auch an den Kaiserlichen Hof bekommen, und hätte dieselben besonders zu Wien aufs Kräftigste mündlich zu secondiren. Kann Er etwas ausrichten, so wird Er Ehre und Dank davon haben!" sprach der Herzog lebhaft. — „Oder wie, ist Ihm der Auftrag nicht nach Wunsch?"

„Durchlaucht verzeihen, — ich sollte nächsten Monat Hochzeit haben," wandte der Rath ein.

„Hochzeit? Ah! Bah! Die kann ja verschoben werden bis zu Seiner Rückkehr! Hochzeit! Er ist ein vernünftiger Mann, und sieht ein, daß es jetzt dringendere Dinge giebt," rief der Herzog aus.

„Wenn Euer Gnaden so wollen, ist es meine Pflicht, zu gehorchen," antwortete Schmidlin zu großer Zufriedenheit des Herzogs, dem sein entschiedenes Wesen ein rasches Vertrauen eingeflößt hatte.

In weiterer Unterredung, wobei auch der Kriegsrath, vom Herzog aufgefordert, das Wort nahm,

erhielt Schmidlin seine näheren Instruktionen, und endlich die Weisung, mit Tagesanbruch, und zwar im größten Geheim, abzureisen, auch unterwegs überall völliges Stillschweigen über das Ziel seiner Reise zu beobachten, da der Herzog dem französischen Gesandten nichts von dieser Sendung nach Wien verrathen wissen wollte.

Endlich entließ der Herzog Administrator den neuernannten Botschafter aufs huldvollste. Der Kriegsrath erinnerte daran, daß Ihre Durchlaucht, die Herzogin Wittwe den Botschafter auch ihrerseits zu sprechen gewünscht. Der Administrator winkte schweigend, aber seine Miene verfinsterte sich, und noch unter der Thüre rief er den Kanzleirath zurück, um die Warnung an ihn zu richten: „Er hat sich wacker ausgesprochen und wird sich den Kopf nicht durch allerlei Bedenklichkeiten verwirren lassen, Schmidlin?“

„Durchlaucht kennen meine Gesinnungen über die Angelegenheit, in der Sie mich mit Dero hohem Vertrauen beehrt,“ sprach der Kanzleirath mit Festigkeit.

„Gut: Er scheint ein Mann, der sich nicht so leicht beirren läßt,“ sprach der Fürst, indem er dem Abgehenden noch einmal zuwinkte, und sich dann abwandte.

„Habe mein Pathenkind und nunmehrigen Herrn Collegen vorgeschlagen, und hoffe, daß er meiner Empfehlung Ehre machen soll," äußerte der Kriegsrath gegen Schmidlin, während er ihn nach den Gemächern der Herzogin Wittwe führte.

„Bin dem Herrn Kriegsrath sehr verbunden, gleichwohl —" meinte Schmidlin.

„Ist der Aufschub der Hochzeit conträr gegen Dero Wünsche?" unterbrach ihn der Kriegsrath; — „man möge sich gedulden; Dero Schwiegervater ist ein verständiger Mann, der deshalb keine Schwierigkeiten erheben wird. Im Uebrigen aber wird diese Wartezeit die gegenseitige Affection nur erhöhen. Der Herr Collega wird mir Recht geben, wenn er von Wien zurückkommt."

Bei diesen Worten waren sie im Vorzimmer der Herzogin angelangt. Sie waren erwartet und fanden sogleich Zutritt.

Magdalena Sybille empfing die Räthe in einer Stimmung, die von der zuversichtlichen Entschlossenheit des Herzogs sehr ferne war, dagegen, ohne zu verzagen, die schlimmsten Möglichkeiten fest in's Auge faßte.

Sie hatte im Wesentlichen dem Abgesandten keine weiteren Aufträge zu geben. Aber dringend schärfte sie ihm ein, sich wohl vorzusehen, da man zu Wien alle Angelegenheiten lange hinzuhalten pflege, was in dieser Sache sich nicht vertrüge. „Gehe Er mit Gott! Möge Seine Sendung nicht umsonst sein!“ seufzte sie, ihn entlassend.

„Euer Durchlaucht zweifeln?“ fragte Schmidlin.

„Nicht an Seinem Eifer,“ erwiderte die Herzogin mit trübem Lächeln: „Aber ich denke nur, bis man zu Wien einen Entschluß gefaßt hat, können die Franzosen übel mit uns verfahren! Ist Er verheirathet, Kanzleirath?“

„Im nächsten Monat sollte meine Hochzeit sein, Ihro Durchlaucht.“

„Ah! Das ist ein unerwünschter Aufschub. Wer weiß, was da alles noch dazwischen treten kann? Aber ich will Ihn nicht verzagt machen! Möge Er bald und glücklich zurückkommen und alles so treffen, daß Er fröhlich Hochzeit feiern könne!“ Mit diesen Worten gab die Herzogin Schmidlin das Zeichen der Entlassung. Den Kriegsrath behielt sie noch bei sich, um ihm ihre innersten kummervollen Gedanken mitzutheilen, welche die Befürchtung ent-

hielten, daß die Franzosen geneigt sein möchten, sich der Person des Erbprinzen zu bemächtigen, um ihn zu behalten und unter französischem Einflusse zu erziehen.

„Glaubt Ihr, daß die Ahnungen einer Mutter täuschen?“ sprach sie, als der Kriegsrath ihr diese Befürchtungen ausreden wollte; „o, ich las die Gefahr in den Augen des Envoje; mein Herz hat gezittert, als er mit solch einschmeichelnder Freundlichkeit von dem Landesprinzen sprach — eine Freundlichkeit, wie sie die Schlange haben soll, die ein armes Vöglein bezaubert!“

„Durchlaucht! Sollte die Gefahr so nahe treten, so muß es Mittel geben, den Prinzen außer Landes zu flüchten,“ sprach der Kriegsrath.

„Dies ist's, was ich mit Euch besprechen wollte. Vor der Hand laßt uns darüber schweigen. Der Administrator würde über meine vorzeitige Aengstlichkeit zürnen. Bis aber er die Gefahr anerkennt, möchte es zu spät sein, ihr auszuweichen. Er wird die Franzosen reizen, aber ihnen unterliegen. — Werde ich, wenn es Zeit ist, Diener finden, die das Andenken ihres verstorbenen Herrn, Wilhelm Ludwig's, noch treu genug im Herzen bewahren, um

sowohl der französischen Rache, als dem Unwillen des Administrators entgegenzutreten?" fragte die Herzogin.

„Zu allem, Durchlaucht, was nicht gegen unsere beschworene Pflicht gegen den Herzog Administrator verstößt," antwortete der Rath betheuernd.

„Ich werde an dies Wort erinnern, wenn die Zeit gekommen," sprach die Herzogin, indem sie den Rath entließ. „Was wird aus alle dem werden? O Wilhelm, in welchen Bedrängnissen hast Du Deine Magdalena zurückgelassen!" seufzte die fürstliche Wittwe, als sie allein war. Lange saß sie noch in kummervolle Gedanken versunken. Endlich schlug sie eine große, vielgebrauchte Bibel auf, die vor ihr auf dem Tischchen lag. Ihre Augen fielen auf den 121. Psalm. Sie las: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hülfe kommt.

Meine Hülfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Er wird Deinen Fuß nicht gleiten lassen, und der Dich behütet, schläft nicht.

Siehe, der Hüter Israels schläft, noch schlummert nicht."

„O, Du heiliges, viel werthes Bibelwort! Du Trost der Bedrängten. Ich will Dir vertrauen," sprach sie, als sie das Buch schloß, um zum Gebete niederzuknien.

3.

Der Kanzleirath, in die Stadt zurückgekehrt, hatte sich zuerst auf die Kanzlei zu begeben, um wegen seiner plötzlichen Abreise noch Einiges in Ordnung zu bringen.

Einen jungen Mann im Anfange der zwanziger Jahre, der dort eifrig im Schreiben vertieft war, redete er an:

„Wie Er hört, werde ich verreisen. Er wird mich begleiten, hat sich dahero heute noch in Allem reisefertig zu machen, vorerst aber meiner Frau Mutter Meldung von meiner bevorstehenden Reise zu bringen. Werde selbst zu Hause eintreffen, sobald ich noch einen Abschiedsbesuch gemacht.“

„Werde alles ausrichten, Herr Kanzleirath. — Kann ich dero Frau Mutter benachrichtigen, wohin die Reise geht?“ fragte der Angeredete, hastig auf-

stehend, indem sein ganzes Gesicht vor froher Ueberraschung und Erwartung strahlte.

„Das werde ich ihr selbst kund thun. Man enthalte sich aller Neugierde über diesen Punkt, bilde sich überhaupt nicht voreilig dies und jenes ein. Wenn ich einen jungen, unerfahrenen Scribenten Geschäftswegen mit mir nehme, geschieht es einzig, weil ich einen vertrauten Untergebenen brauche, und Ihm ohngeachtet all' seines leichten Sinnes Treue und Redlichkeit zutraue," antwortete der Kanzleirath mit einiger Strenge.

Der Scribent nahm die Zurechtweisung mit schweigender Verbeugung hin; während er aber hinwegeilte, um die Botschaft des Kanzleiraths zu bestellen, bemerkte er für sich: „So viel der Herr Rath auch stets an mir zu tadeln hat, so vertraut er mir doch mehr, als ich dachte. Er soll sich nicht getäuscht haben! — Wohin die Reise gehen mag? — Wohin immer, so darf ich doch den Schreibetisch für einige Tage mit dem Reitpferde vertauschen!" Ein unfreiwilliger Seufzer bei den letzten Worten verrieth den Zwang, den seine Berufsbeschäftigung dem jugendlich muntern Blut auferlegte, ohne dessen raschen Lauf ganz zu dämpfen.

In weit ernsterer Stimmung hatte indessen der Kanzleirath den Weg zum Hause seines Schwiegervaters, des Regierungsraths Sturm, angetreten.

War es an sich peinlich, einer Braut und einem Schwiegervater anzukündigen, daß der bereits festgestellte Hochzeitstag auf unbestimmte Zeit verschoben werden müsse, war auch der Gedanke an die Trennung, besonders in so gefahrdrohender Zeit, beunruhigend, — so hatte der Kanzleirath noch manche andere Ursache zu unliebsamen Erwägungen. Nur seinen Studien und Geschäften lebend, war er länger Junggeselle geblieben, als in jenen Zeitverhältnissen gewöhnlich geschah. Die öfteren Ermahnungen seiner alternden Mutter, die ihm den Haushalt führte, veranlaßten ihn endlich, sich ernstlich mit dem Gedanken des Eintritts in den Ehestand zu beschäftigen. So vorbereitet, fand er sein Auge von der schönen und anmuthigen Erscheinung Dorotheens gefesselt, der Tochter des Regierungsraths, in dessen Haus ihn häufig ein freundschaftlicher amtlicher Verkehr führte. Seine Mutter hatte nichts wider seine Wahl einzuwenden, da die Familie sehr achtungswerth war, und das Mädchen, obwohl ihrer Schönheit wegen

viel begehrt, doch für vollkommen eingezogen und häuslich galt, auch, schon frühe mutterlos geworden, dem Haushalt des Vaters mit Hülfe einer ältern Verwandten trefflich vorstand.

Der Kanzleirath, nicht geübt im Umgang mit Frauen, und kein Freund von Umschweifen, brachte sein Wort, ohne sich erst um die Zuneigung des Mädchens zu bemühen, bei dem Vater an und erhielt ein sehr bereitwilliges Ja, dem die Zusage der Tochter nachfolgte.

Seines Werthes sich bewußt, hatte er keinen Zweifel über die Gesinnungen seiner Braut gehegt; erst nach und nach regte sich die peinliche Frage in ihm: ob seine Braut auch einige Affection für ihn empfinde? Ob nicht Berechnung der äußern Vortheile, oder gar Zwang sie mehr als freie Zuneigung zum Jawort vermocht? Ja, ob sie überhaupt je eine gute und fügsame Gattin werden dürfte? Denn ungeachtet des strengen Hausregiments, auf das der Regierungsrath hielt, hatten dem Blicke des Kanzleiraths sich manche Kundgebungen eines trotzigen und stolzen Sinnes an Dorothea verrathen, die ihm um so mehr mißfielen, da er selbst bei unnachgiebigem

Charakter, von Andern um so mehr unbedingte Fügsamkeit verlangte.

Von diesem Gedanken erfüllt, trat er in die Familienstube, wo er manche angenehme Stunde verbracht, noch ehe er als künftiger Schwiegersohn des Hauses galt. Die hohe Sauberkeit und Ordnung, die stets darin herrschten, gaben ein gutes Zeugniß von Dorothea's häuslichen Eigenschaften. Die Zierlichkeit aber, die sich neben der Behaglichkeit geltend machte, einige bunte Tapisseriearbeiten im neuen französischen Geschmack, der Blumenflor und ein Vogelbauer an dem Fenster, woran Dorotheens Arbeitstischchen stand, machten selbst dem ernsten Auge des Kanzleiraths auf angenehme Weise das Walten jugendlicher Hände fühlbar, das er im eigenen, wenn auch von seiner Mutter sorgfältig geführten Haushalte vermißte. An jenem Arbeitstischchen sitzend, gewöhnlich von feiner Leinwand zu ihrer künftigen Ausstattung umgeben, die sie nach fleißiger Jungfrauenart selbst verfertigte, hatte Dorothea zuerst Schmidlins Blicke auf sich gezogen, wenn er spät Abends noch seinen Collegen und Freund zu besuchen kam. Letzterer pflegte diese Stunde stets bei dem Rest eines Kruges selbstgebauten Weines im Lehnstuhl zu-

zubringen, um, falls kein Nachbar oder Freund bei ihm einsprach, den Abend der Durchsicht der mannigfachen religiösen und politischen Flugschriften zu widmen, die, hauptsächlich seit dem 30jährigen Kriege aufgekommen, die Stelle der Zeitungen ersetzten.

Auch jetzt nahm der Regierungsrath den gewöhnten gemüthlichen Großvaterstuhl ein, und Dorothea saß mit ihrer Arbeit beiseite am Fenster, wie sonst; im selbstgemachten Hauskleide, das an der jugendfrischen Gestalt doch so schmuck erschien, die blonden Zöpfe doppelt um den zierlichen Kopf gewunden, mit dem so schönen, als verständigen Gesichte, den strahlenden Augen, den frischen Lippen, deren Lächeln so lieblich war, die, selbst mit einem Ausdruck des Trotzes aufgeworfen, noch anmuthig erschienen. Aber neben dem Regierungsrath am Familientische, doch zugleich gegen das Fenster gewendet, hatte ein fremder, cavalierartig gekleideter junger Mann Platz genommen, der in lebhafter Rede sowohl die Aufmerksamkeit des Vaters als der Tochter zu fesseln schien.

Schmidlin fühlte, daß sein plötzlicher Eintritt eine Störung hervorgebracht, auch seine Miene verhehlte eine unangenehme Ueberraschung über die Anwesenheit eines Fremden nicht; diese steigerte sich

noch, als er den Blick schärfer auf den jungen Mann heftete, dessen gekräuselte Locken ein sehr einnehmendes Gesicht umgaben, während die weiße Hand reichberingt aus den Spitzenmanschetten blickte, eine blitzende Nadel das ebenfalls reich mit Spitzen besäumte Jabot befestigte, und geschmackvolle Stickerei Kragen, Schöße und Aermel des feinen Kleides verzierte.

Indessen erhob sich der Hausherr und stellte dem künftigen Schwiegersohn den Fremden als den Herrn Secretär des monsieur de Juvigny vor.

Derselbe hatte in Auftrag des Envoje wegen Geschäftsangelegenheiten mit dem Regierungsrath verkehrt, schien aber bereits in dessen Hause heimisch geworden zu sein, denn er machte eben im Privatgespräche begeisterte Schilderungen des Hofes zu Paris und Versailles, die er nach kurzer Unterbrechung nun wieder aufnahm und in glänzender Redeweise fortführte.

Mit verbissener Ungeduld hörte Schmidlin, auf die Entfernung des Franzosen wartend, seine Mittheilungen mit an. Eine fast unerträgliche Empfindung aber weckte es ihm, zu sehen, wie derselbe seine Rede so viel wie möglich an Dorothea richtete, und dabei eine Sprache der Blicke, eine Anmuth und

Gewandtheit der Bewegungen entwickelte, mit denen der Kanzleirath so wenig als mit der Eleganz und jugendlichen Schönheit seiner äußern Erscheinung wetteifern konnte.

Noch mehr steigerte sich Schmidlin's ärgerliche Stimmung, da seine Verlobte keineswegs über die Aufmerksamkeit des Cavaliers unwillig schien, vielmehr alles Interesse an den Tag legte, ihm nicht nur manches Beifallslächeln spendete, sondern auch, während sie gegen den Bräutigam stets schweigsam zu sein pflegte, jetzt gar manche Frage, manche treffende Bemerkung einwarf.

Selbst der Hausherr schien sich an den Mittheilungen des Secretärs zu amüsiren, da er sich nach der Weise trockener Naturen in seinen Ruhestunden gerne einer Unterhaltung hingab, die mehr andere, als er selbst führten. Als aber im Fluß seiner Rede der Franzose von Frankreich als dem Lande der Civilisation, von Paris als dem Höhepunkte alles geistigen Lebens, von Ludwig dem Vierzehnten als dem göttlichen Könige sprach, der von der Natur mit ihren reichsten Gaben ausgestattet worden, um Frankreich seiner Bestimmung gemäß zu der ersten Weltmonarchie zu erheben, — da verließ den jungen Rath seine

Geduld, und er warf eine beißende Bemerkung über die französische Anmaßung ein.

„Mein Herr, wenn auch das deutsche Phlegma sich da und dort noch widersetzt, so wird es sich doch nur vergeblich dem rollenden Rade der Weltgeschichte entgegenstemmen, das Frankreich gehoben hat und immer höher hebt. Wohl den Ländern, die ihre Geschicke an Frankreichs Siegeswagen heften!“ gab der Franzose ihm mit vornehmem Achselzucken zurück.

Schmidlin schwebte eine heftige Erwiderung auf der Zunge, aber sein Schwiegervater kam ihm mit den Worten zuvor: „Keine Politika, ihr Herren, darüber wird wo anders entschieden, und es taugt nicht zum Gespräch in einem friedlichen Hause.“

„Und nicht vor Mademoiselle; ich bitte ihretwegen um Entschuldigung,“ sagte der Franzose verbindlich, indem er sich erhob, um sich zu verabschieden.

Während der Regierungsrath, in der umständlichen Weise der Zeit, sich mit ihm bekomplimentirte, hatte sich Schmidlin seiner Braut genähert, der er scharfen Tones zuflüsterte: „Der französische Secretär ist wohl schon öfters hier gewesen?“

„Er hat zuweilen Geschäfte bei dem Vater gehabt,“ antwortete sie trocken.

„So! — Und das ist Ihr wohl nicht unangenehm, Jungfer Dorothea? Sie scheint den monsieur angenehm zu finden?“ fuhr der Verlobte gereizt fort.

„Ich denke, es ist ein feiner Cavalier, und zeigt viel Esprit im Gespräch,“ antwortete das Mädchen kalt, indem sie sich abwandte, um die verbindliche Abschiedsverbeugung des Franzosen zu erwidern.

Eine dunkle Röthe stieg im Gesichte des Kanzleiraths auf, während sein Auge zürnend blitzte; er fand die Bemerkung seiner Braut nicht schmeichelhaft für seine eigene, meist ernste und wortkarge Weise. Aber er unterdrückte jede weitere Antwort und trat zu dem Hausherrn. „Ich hätte einiges insbesondere mit dem Herrn Regierungsrath zu besprechen,“ redete er diesen an.

„Stehe sogleich zu Diensten, Herr Sohn,“ lautete die Antwort, und Beide zogen sich nach der Arbeitsstube des Regierungsraths zurück, der keine Ahnung von all' dem hatte, was seinen bei allem äußern Ernste heißfühlenden Schwiegersohn jetzt verstimmte. Schmidlin theilte dort den vom Herzog erhaltenen Auftrag mit, der einen Aufschub der Hochzeit nach

sich ziehen würde. Letzteres nahm der Regierungsrath ruhig auf, äußerte sich dagegen über die seinem Schwiegersohn gewordene Auszeichnung erfreut:

„Nach Wien geht die Sendung? Dürfte man sich wohl erdreisten, zu vermuthen, daß von französischer Seite Anlaß gegeben worden ist?“ warf er nachdenklich hin.

„Der Herr Regierungsrath wollen entschuldigen, wenn ich höherem Befehle zu Folge über den Grund der Sendung Stillschweigen beobachten muß,“ erklärte Schmidlin.

„Ah! Verstehe! Behüte, daß ich mich einer Indiscretion schuldig mache. — Aber privatim, glaubt der Herr Sohn, daß uns im Ernste eine Gefahr von französischer Seite drohe?“

„Ich befürchte es,“ sprach der Kanzleirath ernst.

„Ah! Habe auch im Stillen schon allerlei Gedanken gehabt, obwohl man sie nicht zu laut werden läßt — und meint der Herr Sohn, daß etwas anderes übrig sein dürfte, als durch zeitige Unterhandlung mit denen Franzosen das Land vor dem Aergsten zu sichern?“ forschte der Regierungsrath weiter.

„Ich kann keine Auskunft über die Gesinnung Seiner Durchlaucht darüber geben, aber meinem

Dafürhalten nach möchte ein solches Verhalten im Reiche übel vermerkt werden," sagte Schmidlin.

„Im Reiche? Glauben der Herr Sohn, daß wir da einen Anhaltspunkt finden? Daß auf einen Succurs zu hoffen wäre?" fragte der Regierungsrath.

„Wir müssen's abwarten," antwortete Schmidlin abbrechend.

„In Gottes Namen ja, aber mich dünket nur, Herr Sohn, daß wir im schwäbischen Kreise, an der Grenze, ein böses Abwarten haben werden. Nun, Gott befohlen, und wünsche, daß der Auftrag in Wien auf's Beste ausgeführt werden möge. Werde natürlich gegen Jedermann in Betreff des Ortes, wohin der Herr Sohn gereist, reinen Mund halten."

„Ich muß darum bitten, selbst gegen meine Jungfer Braut, — obwohl mir leid ist, mich gegen solche nicht gehörig wegen Aufschubs der Hochzeit absolviren zu können," äußerte Schmidlin.

„Unbesorgt, Herr Sohn," beruhigte ihn der Regierungsrath. „Habe meine Tochter gewöhnt, zu gehorchen, ohne daß ich ihr erst Red' und Antwort verstattet; man muß von vorn herein keinen Widerspruch aufkommen lassen, das ist die beste Weise bei den Frauen! Ich rathe dem Herrn Sohn, es dereinst

nicht anders mit ihr zu halten," sprach der Regierungsrath.

Schmidlin hatte seine eigenen Gedanken bei diesen Worten, wollte aber seine Zweifel über den Erfolg der Erziehungsweise seines künftigen Schwiegervaters nicht äußern, und folgte demselben ins Familienzimmer zurück.

„Der Herr Kanzleirath kommt, um uns zu sagen, daß er schleunigst verreist, weßhalb die Hochzeit verschoben werden muß," redete der Hausherr dort seine Tochter an.

„Verschoben?" fragte Dorothea mit flüchtigem Farbenwechsel — „Wohin reist der Herr Kanzleirath?" fuhr sie nach kleiner Pause mit wieder erlangter Fassung fort.

„Amtsangelegenheiten, die er Dir nicht auseinandersetzen kann," antwortete der Regierungsrath, „Du wirst Dich vernünftig in den Aufschub zu schicken wissen, Dorothea. Gut, daß die meisten der geladenen Verwandten hier ansässig sind. Denen vom Lande muß man den Aufschub durch einen Extraboten gleich morgen kund thun, damit sie sich nicht mit vergeblicher Reise molestiren. Frau Beate wird

all' dies besorgen, die übrigen Vorbereitungen sind wohl noch zurückzustellen?

„O, ja, gewiß; ich will gleich mit Frau Beate darüber reden," antwortete das Mädchen, und machte Anstalt, die Haushälterin zu rufen, die sich während der Anwesenheit der Besuche bescheiden entfernt hatte.

Schmidlin hielt sie zurück. —

„Meine Jungfer Braut glaubt doch, daß es mir leid, sehr leid thut, Sie jetzt gerade verlassen zu müssen?" fragte er angelegentlich; er hätte gerne dem Abschied eine freundliche Verständigung vorangehen lassen.

„Ich glaube es wohl, Herr Kanzleirath," antwortete das Mädchen kühl.

„Und Sie selbst denkt auch so?" fragte der Verlobte mit wieder schärferem Tone; „es ist Ihr doch leid, liebe Jungfer, daß unsere so nahe Hochzeit verschoben werden soll?"

„Ich — habe nichts dazu zu sagen, was der Herr Kanzleirath und der Vater für gut finden," gab das Mädchen zurück, ihre Augen auf die Arbeit senkend.

„Nichts zu sagen, wo es unsere Hochzeit angeht? — Und hat meine Braut keinen anderen

Namen für mich, als Herr Kanzleirath?" fuhr Schmidlin sichtlich verletzt fort.

Das Mädchen verharrte in Schweigen. In dem Innern ihres Verlobten rangen verletzter Stolz, Unwillen und wirklicher Schmerz, aber er besaß nicht Weichheit genug, um den letzteren zu verrathen.

„Ich muß mich verabschieden," sagte er rasch, „ich reise morgen mit dem Frühesten ab, hat Sie mir nichts Besonderes zum Abschied zu sagen, Dorothea?"

„Ich wünsche alles Glück zur Reise," sprach das Mädchen mit Festigkeit. Machte sich auch ein leichtes Zittern ihrer Stimme bemerkbar, so entging es dem Ohre des ziemlich aufgeregt sich Verabschiedenden.

„Und baldige Rückkehr, wie ich hoffe?" fragte er fast mit Bitterkeit.

„O, ja," antwortete sie matt, und gab dem Scheidenden die Hand.

„Lebe Sie denn wohl, und Gott schütze Sie Dorothea!"

Mit diesen Worten umarmte der Kanzleirath seine Verlobte, um ihr den Abschiedskuß zu geben. Sie widerstrebte nicht, aber er glaubte ein leises Zittern an ihr zu fühlen.

Rasch entließ er sie und trat zu dem Regierungsrath, der, in einem Buche blätternd, dem Brautpaare Zeit zum Abschied gelassen.

„Wünsche vielmals Glück auf die Reise. Würde uns sehr freuen, einmal durch einen Brief von dem Wohlbefinden des Herrn Sohnes inventirt zu werden — vorausgesetzt, daß eine solche Correspondenz zulässig sein sollte," sprach dieser unter wiederholtem Händeschütteln.

„Wo ist Dorothea? So leuchte doch dem Herrn Kanzleirath!" rief er, als Schmidlin auf die Thüre zuging, der Tochter zu, die, das Gesicht abgewendet, sich am Fenster zu schaffen machte. Sie gehorchte, da es indessen dunkel geworden, schweigend, ebenso von dem Verlobten gefolgt. An der Hausthür standen Beide noch still. Der Kanzleirath, der Braut in's Auge blickend, gewahrte mit Ueberraschung Spuren von Thränen in ihrem Gesicht.

„Sie weint, meine Liebste?" fragte er rasch, ihre Hand wieder ergreifend; „sage Sie, ists um mein Weggehen?"

„Es ist ja gleichgültig, um was," antwortete sie rasch, entzog sich ihm, und kehrte in's Haus zurück, während Schmidlin, unmuthig, ungewiß und unzu-

frieden, sowohl über seine eigene, eines reifen Mannes nicht würdige Gereiztheit, als auch über das unliebenswürdige Benehmen seiner Braut, vom Hause wegging.

Dorothea war langsam zur Stube zurückgekehrt und hatte sich still zu ihrer Arbeit niedergesetzt. Der Regierungsrath, der sich erinnerte, daß er noch ein Rescript durchzulesen hatte, zog sich wieder auf seine Arbeitsstube zurück. Frau Beate aber, die wieder in der Stube anwesend, das Mädchen still beobachtet hatte, nahm jetzt das Wort:

„Kind, Kind! So gehts nicht gut. Ich fühle Dir's an und sah es auch an dem Herrn Kanzleirath —, daß ihr euch nicht, wie's Brautleuten geziemte, verabschiedet habt! — das ist Deine Schuld. Die Art, die Du gegen Deinen künftigen Herrn Eheliebsten angenommen hast, ist nicht die rechte!"

„Was will Sie mit Ihrem Vorwurf, Frau Beate?" fragte das Mädchen zurück, ohne aufzublicken; „soll ich, die Braut, mich etwa untröstlich stellen, wo meinem Herrn Verlobten beliebt, die Hochzeit aus, weiß ich? für Gründen zu verschieben? Soll ich lauter Demuth und Unterthänigkeit sein, wo man mir nur streng und herrisch gegenüber

tritt? Soll ich gar eine Affection darlegen, um die man sich gar nicht bemüht?"

„Kind," antwortete die alte Frau, „der Herr Kanzleirath ist ernsten Wesens und nicht zu viel Schmeichelreden geneigt; darum ist es um so mehr Sache der Braut oder Frau, weich und mild zu sein; hart zu hart, und stolz zu stolz, das giebt eine böse Ehe, und glaube mir, die Frau muß in solch einem Kampfe doch nachgeben, sie bringt's mit Trotz nicht weit! Darum besser freiwillig und zu rechter Zeit."

Dorothea antwortete nicht; ihre gesenkten Blicke ließen ungewiß, ob sie den wohlgemeinten Ermahnungen ein Ohr schenke, oder mit ihren Gedanken ferne sei.

„Dorothea," fuhr die alte Verwandte wieder fort, nachdem sie das schöne Mädchen eine Weile seufzend betrachtet: „Du hast keine Mutter mehr und ich darf mir nicht die Rechte einer solchen anmaßen. Aber ich meine es von Herzen gut mit Dir. Gott weiß es. Du machst mir bange; sollte Deine Kälte eine andere Ursache haben; solltest Du, Gott bewahre Dich, doch nicht gar eine andere Affection hegen?"

„Und wenn dem so wäre?“ fragte das Mädchen zurück, ohne aufzublicken; „hat denn etwa der Herr Kanzleirath der Mühe werth gefunden, mich zu fragen, ob ich ihm gewogen sei? Oder sich nur darum zu bemühen? Durch den Vater hat er mir ankündigen lassen, daß er mir die Ehre angethan, mich zur gehorsamen Hausfrau zu begehren, als welche ich ihm auch zugesagt ward, ohne widersprechen zu dürfen. Wär's da ein Wunder, wenn mein Herz anders für sich gewählt hätte?“

„Also doch!“ jammerte Frau Beate; „und wer ist der Leichtsinnige, der sich nicht der Sünde fürchtete, sich in eines unbewachten Mägdleins Herz zu stehlen, ohne zu wissen, ob er sie denn einmal vor Gott und Menschen die Seine nennen darf? Du schweigst? Ahne ich recht — es ist gar der französische Cavalier, dessen Galanterien einen Eingang in Dein Herz gefunden?“

„Was hat Sie an dem Cavalier auszusetzen?“ fragte Dorothea zögernd.

„Was an ihm auszusetzen? Daß es ein lockerer Franzose, ein Mensch ohne Gottesfurcht, ohne Treue, ohne Glauben ist!“ rief die alte Frau entsetzt aus; „Unglückliche; — was anders hast Du da zu er=

warten, als Unehre, Unglück und des Vaters Fluch!"

„Stille, Frau Beate; dazu wird's nie kommen. Sie sollte mich besser kennen," zürnte das Mädchen.

„Ach! der Stolz ist eine unzuverlässige Stütze, und hat schon manches Mädchen im Stich gelassen. Warum willst Du Dich nicht in den Willen des Vaters fügen? Der Kanzleirath, wenn auch nicht allzujung, nicht so schmuck und zierlich vielleicht, wie der Cavalier, und kein Mann von vielen Worten, ist doch ein stattlicher, wackerer Herr, der's treu und redlich mit Dir meint und Dich zu Ehren und Wohlstand bringen wird. Schon manches Mädchen hat eine andere Affection drangeben müssen, als sie nach dem Willen der Eltern geheirathet hat. Aber sie hat sich in Gottes Schickung gefügt, er hat sie gesegnet; sie ist eine glückliche und zufriedene Frau geworden."

Dorothea beharrte wieder in Schweigen; aber plötzlich wechselte sie die Farbe, denn ihr Blick war auf einen Gegenstand gefallen, der unter ihrer Nätherei versteckt lag — ein zierlich gefaltetes, duftendes Billet.

Schnell, ehe Frau Beate es gewahrte, nahm sie

es zu sich, während Jene, durch einen Blick auf die Uhr, überzeugt, daß es Zeit wäre, zu Bett zu gehen, die Magd herbeirief, um die gemeinsame Abendandacht zu halten, wobei der Regierungsrath, wenn er noch spät arbeitete, nicht immer zugegen war. Dann, nachdem sie die Magd zur Ruhe geschickt und die Schlüssel zur Hand genommen, die sie zu bewahren hatte, wandte sich die wohlmeinende Frau noch einmal an Dorothea, und ein Seufzer begleitete ihren Wunsch: „Gott führe Dich auf den rechten Weg; Du machst mir das Herz schwer, Mädchen. Ich bin zu schwach, um Dich zu leiten, und Dein Vater mag Dir zu streng gewesen sein."

Dorothea anwortete nicht. Erst in ihrem Schlafkämmerlein angekommen, das sie hastig verriegelte, fand sie sich unbelauscht genug, um das Billet, das sie bisher bei sich getragen, zu entfalten.

Eine lebhafte Röthe stieg in die Wangen des Mädchens, während sie las. Zum ersten Male vernahm sie aus dessen Zeilen die glühende Sprache, die süße, kosende Ueberredung der Leidenschaft, und ihr Herz pochte in stärkeren Schlägen. Vor ihrem Auge stand die jugendlich schöne Gestalt, das beredte Auge des Cavaliers. Ihre Phantasie zauberte ihr

die Pracht der Säle zu Versailles, den Glanz des Hofes vor, wohin er die Geliebte zu entführen versprach. Um diesen Versprechungen zu mißtrauen, war sie zu unerfahren, zu unbekannt mit der Welt, und in ihrem jugendlichen Herzen regte sich ein heißes Verlangen nach den Reizen und Vergnügungen des Lebens, wovon sie unter der strengen Eingezogenheit, in der ihr Vater sie gehalten, noch weniger als ihre Freundinnen und Standesgenossinnen gesehen.

Und doch widersprach tief aus ihrem Herzen eine Stimme der verführerischen Lockung. „Du wirst nicht glücklich sein," bezeugte dieselbe, als sie sich an die Seite des Cavaliers, in die rauschenden Vergnügungen der großen Welt träumte; es war nicht nur der Stachel des Gewissens, der Fluch des Vaters, der sie verfolgte, es blieb auch im Genusse selbst eine innere Leere, ein Mangel zurück.

Ihr Auge fiel auf den Verlobungsring an ihrem Finger. Schmidlin's Namenszug stand darauf und er selbst trat vor ihr Auge, mit der gedankenvollen Stirne, dem ernsten Blicke, der Gehorsam heischte, wo der Cavalier um Liebe flehte. Wie anders, und doch, um wie viel männlicher und achtunggebietender

schien er ihr, als der Franzose mit dem verführerischen Lächeln und den blitzenden Ringen an den weißen Händen!

„Ja, wenn er mich liebte," flüsterte sie, und das Billet entfiel der achtlosen Hand, „aber was bin ich ihm? Eine Frau, die sein Hauswesen führen und seinen Stamm erhalten soll. Und ich — sollte ich ihm verrathen, daß ich mehr für ihn empfinde?"

Von dem peinlichsten Aufruhr in ihrem Innern überwältigt, sank sie auf die Knie: sie konnte nicht beten, aber der ungebrochene Mädchenstolz löste sich in Thränen auf. Als sie endlich erleichtert aufstand, fiel das Billet ihr in's Auge, das auf dem Boden lag. Rasch hob sie es auf, hielt es an das Licht, daß es schnell aufloderte, blies die Asche hinweg, — — und flüchtig, als scheute sie sich vor sich selbst, führte sie ihren Verlobungsring zu den Lippen; dann entkleidete sie sich ruhiger und sank ermüdet in die Kissen nieder.

4.

Als Schmidlin seine Mutter vorläufig durch seinen Scribenten von seinem überraschenden Reisevorhaben in Kenntniß gesetzt, hoffte er, daß sie, als muthige und entschlossene Frau, die seit dem frühen Hingang ihres Mannes, des einstigen Stadtvogts, dem Hauswesen vortrefflich vorgestanden und ihren Sohn gut erzogen, auch jetzt das Unvermeidliche mit Fassung aufnehmen würde.

So eben war die alte Frau Stadtvogtin durch die Ankunft ihres Bruders, des ehrwürdigen Magisters, Pfarrers Heim, von einem einsamen Albdorfe überrascht worden, den Amtsangelegenheiten an das hochwürdige Consistorium nach Stuttgart geführt hatten, wo er einige Tage im Hause der Schwester zuzubringen dachte. Reisen, wenn auch nur auf kurze

Strecken, pflegten damals selten zu sein. So hatten sich auch diese Geschwister seit ihrer Jugend nur in Zwischenräumen von mehreren Jahren gesehen, und der Besuch erfreute daher die Frau Stadtvogtin gar sehr.

Beide Geschwister saßen sich nach den ersten Begrüßungen gemüthlich in den mit Leder überzogenen Lehnstühlen gegenüber, deren einer dem weiland Stadtvogt angehört hatte, der andere von ihm an seine Frau verehrt worden war. Ihre Blicke suchten in den alternden Zügen die Erinnerungen der gemeinschaftlich verlebten Kindheitsjahre wieder auf.

Sprechend war die Familienähnlichkeit Beider, nur hatte sich im Antlitz des alten Pfarrers der Frieden eines Lebens ausgeprägt, das ferne vom Weltgeräusche im Dienste Gottes, im stillen Familienleben, und in der Umgebung der stets von neuem Lebenshauche durchwehten Natur zugebracht worden war, und ob auch manche Leiden ihre Furchen darein gegraben, so lag die stille Verklärung einer ewigen Hoffnung darüber gebreitet; — die Züge der Schwester dagegen verläugneten die Kämpfe eines langjährigen Wittwenstandes nicht, aber sie gaben

auch den kräftigen Geist kund, der sich unter solchem entwickelt und gestählt.

Jetzt eben hatte sich ihr Gesicht in Freude belebt, denn sie erzählte dem Bruder von ihrem Sohne, von seiner frühen Carriere und seinen ferneren Aussichten, von seiner Verlobung mit der Tochter eines angesehenen Hauses und der allgemeinen Achtung, in der er stand; von seinen Kenntnissen, seiner Rechtschaffenheit und seinem gottesfürchtigen Sinne.

Ruhig und freundlich hatte der Pfarrer sie angehört, ohne viel zu antworten, bis sie endlich fast empfindlich äußerte: „Es sollte fast scheinen, Du gönnest meinem Sohne sein Glück nicht recht — oder Du glaubest meinen Worten nicht. — Aber ich weiß noch, Bruder Christian, Du hattest immer etwas an meinem Wilhelm auszusetzen, weil er mannhaften Wesens war und nicht viele Worte aus seiner Frömmigkeit machte. Ich versichere Dich aber, daß er Gottes Wort stets ehrt, sich fleißig zur Kirche hält und seine Pflicht erfüllt.“

„Liebe Schwester Margaretha,“ antwortete ihr der Pfarrer beschwichtigend, „laß uns nicht hadern, nicht einander mißverstehen, wenn der Herr unseres Lebens uns einige Tage des Wiedersehens geschenkt.

Ich hatte nie etwas wider Deinen Sohn, meinen sehr werthen Herrn Neffen, dessen hohe Gaben ich mit Dank gegen Gott anerkenne. Ich meinte nur, daß bei so hohem Ansehen unter den Menschen und solch offenbarer Rechtschaffenheit sich leichtlich eine Selbstgenügsamkeit und Selbstgerechtigkeit einschleicht, die der Seele zum Schaden wird, und sowohl der Erkenntniß seiner selbst, als auch der Liebe zu seinem Nächsten Eintrag thut. Aber ich bin's ja nicht, der in die Herzen schaut, und achte, daß, so Deinem Sohne solche Gefahr nahe stehen sollte, doch der ewig treue Herr ihn selbst den Weg führen wird, auf dem er wieder zurecht komme. Den Aufrichtigen läßt er's gelingen, und als solchen habe ich Deinen Sohn stets erkannt!"

Auch diese Worte stellten die Frau Stadtvogtin nicht völlig zufrieden, ehe sie aber antwortete, erschien der Scribent ihres Sohnes mit dessen Botschaft. Die Mutter, obwohl überrascht, rechtfertigte das Vertrauen des Kanzleiraths in ihre Charakterfestigkeit, indem sie, ohne sich lange mit ängstlichen Fragen über Ziel und Veranlassung der unerwarteten Reise aufzuhalten, sogleich an die nöthigen Vorbebereitungen dachte.

„Laß Dich nicht durch mich incomodiren, Schwester Margaretha, ich unterhalte mich, während Du zu thun hast, mit der Bibliotheka Deines Herrn Sohnes, die, wie ich sehe, gar wohl bestellt ist," bat der Pfarrer, und nicht ungern verließ die Stadtvogtin den Bruder, um, dienstfertig von dem Scribenten unterstützt, des Kanzleiraths Felleisen und Mantelsack mit allem Nöthigen zu bepacken. Gleichwohl konnte sie sich während dieses Geschäfts einer inneren Unruhe über diese plötzliche Entfernung ihres Sohnes nicht entschlagen, und dringend empfahl sie dem jungen Manne, der wegen seines aufgeweckten und dienstwilligen Wesens längst bei ihr in Gunst gestanden, alle Sorgfalt und Umsicht für ihren Sohn, die sie ihm bei seiner Zurückkunft in irgend einer Weise zu gedenken versprach.

Darüber kam denn auch der Kanzleirath nach Hause; er war etwas überrascht, den, wenn auch geschätzten, ihm doch fremdstehenden Verwandten anzutreffen, erinnerte sich aber, daß dessen Anwesenheit beitragen werde, seine Mutter über seine Abreise zu erheitern und zu zerstreuen, und erwiderte dessen herzliche Begrüßung mit gleicher Aufrichtigkeit.

„Der Herr Oheim nimmt's nicht übel, wenn ich

mich ein wenig mit der Mutter zurückziehe, um mit ihr Einiges zu besprechen, was meine Reise betrifft?" fragte er.

„Keineswegs, mein lieber Herr Neffe. Ich bitte vielmehr, sich meinetwegen doch in nichts zu geniren, da sonsten mir ja leid sein müßte, gekommen zu sein," versicherte der Pfarrer, worauf sich Schmidlin mit seiner Mutter in das Nebenzimmer begab, um ihr so viel mitzutheilen, als ihm erlaubt war.

Während dessen fiel dem Pfarrer der Scribent in's Auge, der in bescheidener Haltung, aber mit vor Jugendmuth und Reiselust leuchtenden Blicken in der Stube stand. Es war etwas in dem offenen Gesichte des jungen Mannes, was den Pfarrherrn anzog, und freundlich redete er ihn an: „Er freut sich wohl gar sehr auf die Reise, junger Mann?"

„Ich läugne nicht, Ehrwürden. Ich habe noch so wenig von der Welt gesehen. Auch ist mir immer, als müßte mir einmal etwas Besonderes begegnen, was zu meinem Glücke ausschlage," gestand der Jüngling.

„Es ist nicht Unrecht, wenn ein junger Mann von Seinen Jahren und frischem Temperamente sich gerne in der Welt umschauen will, die Gott wunder-

barlich geschaffen; das schärft die Sinne und giebt Erfahrung," meinte der Pfarrer, indem sein Auge mit wachsendem Wohlgefallen auf dem Jünglinge weilte, „nur hüte Er sich vor leidigem Vorwitz, der die Jugend so leichtlich in die Irre führt. Es mag Ihm auf solch' einer Reise gar Mancherlei aufstoßen, wobei Er sich erinnern muß, daß Gott allgegenwärtig, daß er auch in die Fremde siehet, wo keiner Seiner Bekannten oder Vormünder über Seinem Thun und Lassen wachen kann. Ob Gott Ihm Sein Glück in der Fremde oder in der Heimath finden lassen will, das überlasse Er ihm, der alles wohl macht."

Darüber traten der Kanzleirath und seine Mutter wieder in die Stube, und Letztere erinnerte an das vergessene Abendessen. Man setzte sich zu Tische, aber, obwohl man weit über die gewöhnliche Zeit gewartet, wollte es doch Keinem munden.

Als schwerer Druck lag auf dem Gemüthe des Kanzleiraths das Bewußtsein all' der Gefahren, die, noch kaum geahnt, dem Lande und der Vaterstadt bevorstanden, in der er Mutter und Braut zurückließ.

Obwohl er nichts davon kund gab, theilte sich doch seine Stimmung seiner Mutter als beängstigende Ahnung mit. Da nahm der Pfarrer das Wort:

„Habe sowohl von Frau und Enkelin, als auch von selbsten zu Deiner glücklichen Verlobung zu gratuliren. Habe mich sehr gefreut, daß Du Dich zum Eintritt in den heiligen Ehestand entschlossen, auf dem Gottes besonderer Segen ruht."

Aber kurz abgebrochen dankte der Kanzleirath, indem seine Miene sich verfinsterte.

Die Rede auf die Familie des Oheims lenkend, fragte er nach deren Befinden.

Gar freundlich verklärte sich die Miene des alten Pfarrers, als er antwortete: „Es steht Alles gut. Wir Beide, herzliebe Schwester, haben nach heißem Mittage Gott für einen frohen Lebensabend zu danken. Du hast in den schönsten Lebenstagen den Ehegatten beweinen müssen. Dagegen hast Du durch Deinen Sohn alle Freude, und in dessen künftiger Eheliebsten eine Pflegerin Deiner alten Tage erhalten. — Mir unwürdigem Knechte dagegen hat der Herr zwar meine liebe Ehefrau bis heute vergönnt, aber uns all' unseren Kindern in's Grab schauen lassen. — Das waren Wunden, die lange und heiß geblutet — nun aber sind sie vernarbt und wir haben die zarten Sprossen in Hoffnung dahingegeben, wo wir sie einst durch Gottes Gnade wieder finden sollen. Damit

uns aber auch ein irdisches Freudenblümlein in unserm Alter blühe, hat uns der Herr unsere einzige Enkeltochter erhalten, die, seit ihre Mutter, meine Tochter, von der Neugebornen weggestorben, als unser zweifach geliebtes Kind in unserem Hause aufwächst, die Wonne unserer alten Augen, die sie, so Gott der Herr uns ruft, uns einst zudrücken soll!"

„Ich hörte mehrmals von andern Verwandten, daß Lenchen eine gar schön gestaltete Jungfrau sein soll," sprach beipflichtend die Frau Stadtvogtin.

„Sie ist von Gott mit lieblicher Gestalt ausgeschmückt, aber wir danken Ihm noch mehr dafür, daß sie von kindlichem, herzlichem Gemüthe ist, liebevoll, demüthig, dienstfertig, wie einem Mägdlein geziemt," antwortete der Pfarrer.

„Das ist freilich mehr werth, als Schönheit," sprach die Frau Stadtvogtin mit Nachdruck. Der Kanzleirath schwieg, und der Pfarrer fühlte, daß er in irgend einer Weise einen unangenehmen Gegenstand berührt haben müsse. Das Gespräch stockte. Da warf die Stadtvogtin die Frage hin: „Wie ist Dein Reisevorhaben vom Regierungsrath aufgenommen worden? Und hat sich Dorothea gut in Deine unvermuthete Abreise geschickt?"

„Ganz gut,“ antwortete der Kanzleirath rasch, aber wider seinen Willen klang ein Ton der Bitterkeit durch das kurze Wort. Aufmerksam blickte seine Mutter ihn an, auch der Pfarrer wurde nachdenklich.

„Ich hoffe jedenfalls, Deine Jungfer Liebste zu sehen, während ich hier bin,“ nahm der Letztere wieder das Wort.

„Gewiß, wenn der Herr Oheim sich in das Haus zu derselben bemühen will. Mein Schwiegervater ist ein sehr wackerer Mann, und Dorothea ein gar schönes, und dabei häusliches Mädchen,“ antwortete Schmidlin etwas gezwungen.

„Gewiß auch sanften und liebevollen Gemüths. Es ist dies der schönste Schmuck am Weibe. Du bist ja selbst zu verständig und gottesfürchtigen Sinnes, um nur auf Schönheit zu sehen, die dem Auge gefällt,“ fragte der Pfarrer forschend.

„Was nicht ist, das kann auch noch werden,“ sprach der Kanzleirath kurz abgebrochen. Der Pfarrer wollte noch eine Bemerkung machen, hielt sie aber zurück und versank mit den Andern in nachdenkliches Schweigen. Nur der Scribent unten am Tische

empfand, in glänzende Träume und Reisebilder verloren, nichts von der allgemeinen Verstimmung.

„Wie steht es denn mit den Kriegsaussichten, wovon im Lande viel die Rede ist? Der Franzose soll uns mit einem Einfall drohen, wollen ängstliche Gemüther wissen?“ fragte nach einer Weile der Pfarrer.

Abermals mußte sich der Kanzleirath bezwingen, um sich nicht durch den Wechsel der Mienen zu verrathen. „Man weiß nichts Bestimmtes, doch ist bis heute kein Krieg erklärt,“ antwortete er ausweichend.

„So wollen wir zu Gott hoffen, daß wir damit verschont bleiben, obwohl nicht zu läugnen, daß, wo so viel unter uns mit französischer Ueppigkeit, Leichtsinn und Lüsternheit gesündigt wird, die göttliche Hand uns leichtlich Diejenigen zur Zuchtruthe schicken könnte, denen wir nachgesündigt!“ sprach der Pfarrer.

„Es ist wahr, die einreißenden französischen Sitten haben die heutige Jugend ganz verdorben,“ pflichtete die Stadtvogtin, mit scharfem Blick auf ihren Sohn, bei. Der Kanzleirath beharrte wieder in finsterem Schweigen.

„Du mußt noch eine Stunde mit Deinem Sohne

allein haben, Schwester Margaretha, darum wollen wir den Tag abschließen und uns verabschieden," äußerte endlich wieder der Pfarrer. Man erhob sich. In ernstem Gebete empfahl der Pfarrer die Reisenden und die Zurückbleibenden, die eigenen und allgemeinen Verhältnisse in Gottes Obhut und Leitung. Dann nahm er herzlichen Abschied von dem Neffen, der Morgens in aller Frühe aufbrechen wollte. Auch dem Scribenten schüttelte er mit den freundlichen Worten die Hand:

„Wünsche Ihm alles Gute zur Reise und nehme Er meine Ermahnungen nicht übel. Hatte auch einen Sohn in Seinem Alter, den Gott zu sich genommen, darum hat mir Sein Anblick das Herz bewegt!"

„Ich danke Euer Ehrwürden, und werde Dero Worte stets im Herzen behalten," sprach der junge Mann mit ehrlichem Blicke.

Als Mutter und Sohn nun allein, Seite an Seite saßen, war die erste Sorge des Letztern, daß er seine Mutter dringend bat, sich, wenn irgend Ereignisse eintreten sollten, wo sie eines Schutzes bedürfen könnte, in das Haus des Regierungsraths zu

begeben, wo sie sehr willkommen sein würde. Die Frau Stadtvogtin, welche ahnte, daß ihr Sohn besondere Ursache zur Besorgniß haben möge, versprach ihm: „ich wills thun, wenn es nöthig sein sollte; hoffe aber nicht, daß es dazu kommen soll, nachdem ich so viele Jahre schon mir allein durchgeholfen, da Du mir noch keine Stütze sein konntest!“

Dagegen verlangte sie zu wissen, ob seine Reise ihn keinerlei Gefahren aussetze? Als er sie darüber beruhigt, begann sie, tief Athem holend: „Ich muß noch ein anderes offenes Wort mit Dir reden. Es steht zwischen Dir und Deiner Braut nicht, wie es sein sollte. Gestehe mir's, ich habe schon lange meine stillen Bedenken gehabt, habe Dir oft abgemerkt, daß Du nicht zufrieden bist. —“

Schmidlin gab keine direkte Antwort. Seine Mutter aber hatte sich's in den Sinn gesetzt, über diesen wichtigen Punkt in's Klare zu kommen, und sie brachte endlich, indem sie ihre Vermuthungen aussprach, den Sohn zum stillschweigenden Geständniß, daß seine Braut stolz, hochfahrend und eigensinnig sei, und auch für ihn wenig Zuneigung kund gebe.

Nur eines konnte der Kanzleirath sich nicht über-

winden, auch nur der Mutter mitzutheilen — den Vorzug, den sie den Bewerbungen des französischen Secretärs zu geben schien. Der bloße Gedanke daran erfüllte ihn mit demüthigender Pein.

Die Frau Stadtvogtin, so wohlwollend sie sonst sein mochte, war doch jetzt eben nicht geneigt, mild über das Mädchen zu urtheilen, das den Werth ihres Sohnes so wenig zu schätzen wußte. „So ist die heutige Jugend, eitel durch Schönreden und verwöhnt, leichtfertig; all dies kommt von den französischen Sitten und Moden, die neuerdings eingerissen haben — zu meiner Zeit waren die Mädchen ganz anders,“ klagte sie.

Schmidlin gab dies schweigend zu.

Seine Mutter fuhr fort: „Du hast gefehlt, Wilhelm, als Du, wie Dein Oheim richtig bemerkt hat, nur mit den Augen gewählt hast, denen die schöne Gestalt gefiel. Ein Schmerz, der vorbeigeht, ist nun besser, als ein bleibendes Uebel. Du bist auch kein unreifer Jüngling mehr, um Dich wegen eines Mädchens zu grämen, wo Du die Wahl unter den Töchtern der Stadt hast. Ich rede nicht gerne zu, ein Verlöbniß zu lösen, aber, da Du mit einer Frau nur unglücklich werden wirst, die sich schon als

Braut so stolz und gleichgültig gegen Dich zeigt, möchte ich, Du bedächtest, was am besten wäre. Diese Reise scheint mir recht als von Gott zu Deinem Besten gesandt, Du erhälst Zeit und —"

„Nimmermehr, Frau Mutter!" fiel der Kanzleirath lebhaft ein. „Dorothea hat mein Wort; ich hätte mich vor der Wahl vielleicht besser bedenken sollen. Aber zurücktreten, das Mädchen, die ganze Familie kränken und blosstellen, das wäre keines Mannes werth gehandelt."

„Aber wenn das Mädchen selbst es wünschte; wenn sie eine andere Affection im Herzen trüge, und Dir nur gezwungen Ja gesagt hätte? Willst Du sie mit Dir unglücklich machen?" warf die Frau Stadtvogtin wohlbedacht ein.

Der Kanzleirath erbleichte und schritt hastig durch die Stube.

„Ich hätte mich darüber vergewissern sollen, ehe ich um das Mädchen warb. — Aber nun — gezwungen soll sie mir nicht zum Altar folgen; wenn ich von meiner Reise zurückkomme, werde ich ein offenes Wort an sie richten, und wenn es so sein sollte, wie die Frau Mutter meint — zurücktreten."

Er sprach diese Worte mit verhaltener innerer

Bewegung; dann nahm er mit einer Zärtlichkeit, die sich sonst an dem ernsten Manne nicht verrieth, von der Mutter Abschied, der er, ungeachtet ihrer Bitte, nicht gestattete, Morgens seinetwegen sich dem Schlaf zu entreißen.

So vieler Stärke sich auch die Frau Stadtvogtin rühmte, so flossen doch jetzt ihre Thränen reichlich, da sie den scheidenden Sohn wieder und wieder ans Herz drückte; auch der ernste Kanzleirath hatte nasse Augen, als er sich in seine Stube zurückzog.

Die Kammer nebenan hatte sein Schreiber inne. Alles war dort still; leichte tiefe Athemzüge verriethen einen jugendlich gesunden Schläfer.

Zum erstenmale beneidete der Kanzleirath diese sorglose Jugend; er konnte, obwohl er mit Sonnenaufgang schon die Mauern der Stadt hinter sich haben sollte, noch nicht ruhen.

Sein Selbstbewußtsein, dem bisher von allen Seiten, sowohl durch die Anerkennung seiner Vorgesetzten, als durch die Achtung seiner Collegen geschmeichelt worden, war jetzt aufs Tiefste von dem Mädchen gekränkt, das er allen andern vorgezogen. Aber tief im Herzen regte sich ihm ein Schmerz, der selbst den verwundeten Stolz zurückdrängte.

Lange schritt er noch umher, öffnete dann das Fenster, um die kühle Nachtluft zu athmen und sprach endlich, aus tiefer Brust Athem holend: „Nein, unglücklich soll sie durch mich nicht werden! Ich will ihr Freiheit geben! Nur vor dem Falle, vor dem Verführer, der sie umgarnt, bewahre sie Gott! — Aber ich wollte dann, ich wäre noch ein unreifer junger Mensch, um es leichter zu überstehen. Wenn man in meinem Alter und Temperement eine Affection gefaßt — dann ist's schwer, sich ihr zu entreißen!"

5.

Am sechsten Tage angestrengter Reise langte Schmidlin zu Regensburg an, wo bei der Reichstagsversammlung, die hier ihre Berathungen hielt, auch ein Gesandter von Würtemberg und den weiteren schwäbischen Ständen anwesend war. Diesen hatte Schmidlin über die gefährliche Lage Schwabens zu benachrichtigen, damit er auf Unterstützung durch Reichstruppen wirke.

Die Antwort, die der Kanzleirath von ihm erhielt, war nicht ermuthigend.

„Von dem Reichstage erwarte man in Schwaben nichts. Der Herr Abgesandte möge suchen, daß er in Wien bessere Progressen erziele; abgesehen von dem steten Mißtrauen, das zwischen den evangelischen und katholischen Ständen besteht, und das der französische Gesandte allhier nach Kräften schürt, kommt der Reichstag nicht über die leidigen Rang- und Ceremonienstreitigkeiten hinaus," sprach der schwäbische Gesandte, ein Kreissecretarius Weber, mit Kopfschütteln.

„Aber bei jetzigen bedrohlichen Umständen sollte man doch zu einer Einigung kommen können?" warf Schmidlin ein; „der Herzog hofft um so mehr auf den Reichstag, da man in Wien so langsame Entschlüsse fassen und überdem ganz vom Türkenkriege in Anspruch genommen sein soll!"

„So langsam man in Wien zu Entschlüssen kommen mag, so kommt man doch endlich dazu; hier aber stockt alles; hat doch noch vor zwei Jahren der Kaiser selbst, dem das Ceremoniell über alles geht, dem Reichstage Vorwürfe gemacht, daß man über den

Streitigkeiten, wer auf gepolsterten Stühlen sitzen sollte und wer nicht? — die wichtigsten Angelegenheiten versäume! — Es ist inzwischen um nichts besser geworden. — Ich werde zwar die Gefahr vorstellen, aber ich muß Seine Durchlaucht im Voraus vorbereiten, daß, ehe man hier über Truppenzahl und Commando sich geeinigt, ganz Schwaben in französische Hände fallen kann," entgegnete Weber.

Mit diesem Bescheide mußte der Kanzleirath von Regensburg abgehen und langte vier Tage später zu Wien an.

Schmidlin hatte manches vom langsamen Geschäftsgang auf der Wiener Kanzlei, und von der Schwierigkeit, eine Sache dort anzubringen und zu erledigen, gehört — er war entschlossen, mit zäher Ausdauer alle Hindernisse zu überwinden. In frisch frisirter Perrücke und tadellosem schwarzem Hofkleide, da in Wien fest an der spanischen Hoffarbe gehalten wurde, das herzogliche Schreiben in der Tasche, trat er am ersten Morgen nach seiner Ankunft seinen Gang nach dem Pallaste des Grafen von Lamberg an, zu dem ihn der Herzog zuerst gewiesen.

Doch er traf das Vorzimmer Seiner Excellenz so voll von Militär- und Civilbeamten, die vorge-

lassen zu werden wünschten, daß es ihm erst nach mehreren Stunden gelang, einen der Secretäre festzuhalten, die zuweilen aus dem Arbeitszimmer des Ministers kamen, um an den oder jenen der Anwesenden eine Frage zu richten, auch Einen oder den Andern zu Seiner Excellenz zu berufen.

Mit Mühe erlangte der würtembergische Kanzleirath den Bescheid, daß es an diesem Tage Seiner Excellenz unmöglich sei, weitere Personen zur Audienz anzunehmen, am folgenden nach dem Geschäftsgang keine ertheilt würden, deshalb also am dritten Tage wieder anzufragen sei.

Mit einigem Vorrath von Geduld versehen, fügte sich Schmidlin in den Aufschub, und war an dem bestimmten Tage der Erste, der sich, sobald die Thüren geöffnet wurden, wieder im Vorzimmer des Ministers einfand, und Seiner Excellenz gemeldet zu werden verlangte. Nach einer Unterredung mit dem Secretär aber erhielt er den Bescheid, daß die Sache vor ein anderes Ministerium gehöre.

Schmidlin bezwang den Unmuth über den vergeblichen Zeitaufwand, drückte seinen Respekt aus und eilte, sich nach dem ihm bedeuteten Ministerium zu begeben.

Nach der bereits gemachten Erfahrung konnte es ihn nicht verwundern, dort von dem Thürhüter zu vernehmen, daß die Kanzlei an diesem Tage für Fremde geschlossen sei. Dagegen war er so glücklich, am folgenden Morgen Einlaß zu finden und von einem Secretär angehört zu werden, der ihm freundlich erklärte, daß Seine Excellenz, mit Ausfertigung von Depeschen ins ungarische Lager beschäftigt, bedaure, der würtembergischen Angelegenheit nicht augenblickliche Aufmerksamkeit zuwenden zu können.

„So bin ich entschlossen, mich unmittelbar an kaiserliche Majestät zu wenden," besann sich Schmidlin kurz.

„Wenn der Herr will, es steht nichts entgegen," meinte der Secretär in immer gleicher Freundlichkeit.

„Wie und auf welchem Wege ist es möglich, zum Kaiser zu gelangen? ich werde keine Schwierigkeiten scheuen," erkundigte sich Schmidlin.

„Es ist garnicht erschwert," versicherte der Secretär. „Kaiserliche Majestät gibt dreimal in der Woche Audienzen für Jedermann, sowohl für Privatpersonen, als auch für Gesandte und Botschafter zweiten Ranges, und hört huldreichst auch die aus-

führlichsten Vorstellungen an. Die Stunde ist Abends von 7 bis 9 Uhr. Tags zuvor läßt man sich bei der Hofkanzlei zur Audienz einschreiben. Heute ist ein Audienztag, so muß also der Herr sich morgen melden, um übermorgen vorzukommen!"

Der Kanzleirath athmete auf; er dankte dem freundlichen Secretär verbindlich für die erlangte Auskunft und ging erleichterten Herzens hinweg. Was war der Aufschub zweier weiterer Tage, wenn er nur die Angelegenheit unmittelbar vor den Kaiser bringen konnte?

Er meldete sich des andern Mittags auf der Hofkanzlei und wurde, nachdem er Namen und Angelegenheit angegeben, aufnotirt.

Gerne entrichtete er die etwas theuren Gebühren, die der Beamte für seine Mühe in Anspruch nahm.

„Ich werde also sicher morgen Zutritt zum Kaiser erhalten?" fragte er vor dem Weggehen noch mit einer Regung der Vorsicht.

„Morgen wol schwerlich," antwortete der Beamte mit großer Gemüthsruhe; „es sind gegen 30 Personen aufnotirt, worunter einige schon seit Wochen warten; ferner sieben Geistliche und mehrere Offiziere aus dem ungarischen Heere."

„Gegen 30 Personen?“ wiederholte der Kanzleirath erschrocken; „und wie viele pflegen an einem Abende vorzukommen?“

„Bisweilen nur drei bis vier; bisweilen auch mehrere; je nachdem sie sich kürzer oder länger fassen, da kaiserliche Majestät sie stets huldvoll zu Ende hört. Wer nicht vorkommen kann, der wartet, bis die Reihe an ihn kommt!“

„Da könnte ich aber noch Wochen lang zuwarten müssen?“ fragte Schmidlin betroffen.

„Das geschieht oft,“ meinte der Beamte gelassen.

„Aber ich komme nicht in Privatangelegenheiten, ich bringe dringende Botschaft Seiner Durchlaucht des Herzogs von Würtemberg, die keinerlei Verzug leidet,“ erklärte Schmidlin.

„Macht nichts; die eingeführte Ordnung kann Seiner Durchlaucht Willen nicht abgeändert werden. — Wie denkt man denn, daß ein großes Kaiserreich regiert werden könnte, ohne regelrechten Geschäftsgang?“

„Halten sich die Reichsfeinde auch an den Wiener Geschäftsgang? Die Franzosen jedenfalls pflegen

schneller zu handeln, und werden ihre Truppen über den Rhein geschickt haben, ehe der Kaiser auf dem Kanzleiwege nur erfährt, daß sie sich rüsten. Auf welchem Wege es sei — ich muß meine Botschaft vor den Kaiser bringen!" rief Schmidlin aus, der sich mit Mühe noch mäßigte.

„Wenn es sich um ein Schreiben handelt, so gibt es mancherlei Wege, ein solches vor den Kaiser zu bringen," meinte der Beamte — „aber" —

„Aber?" fragte Schmidlin gespannt.

„Solch eine Schrift wird gewöhnlich auf die Kanzlei überwiesen, und bleibt allda ruhen, bis die Reihe im Geschäftswege an sie kommt!"

„Wieder im Geschäftswege!" knirschte Schmidlin.

„Wie gesagt: wie sollte anders so Vieles besorgt werden? Man weiß wohl im Reiche nicht, was alles in Wien zu erledigen ist; zudem kaiserliche Majestät, seit der Minister Lobkowiz Sie verrathen, alles in Person sich vorlegen läßt. — Handelt es sich aber um eine ganz dringende Staatsaffaire, so müßte die Sache an einen Minister gebracht werden, der kaiserlicher Majestät im Geheimrath sie vorträgt, wonach dieselben sich vielleicht bewogen

finden dürften, den Herrn Botschafter zu außerordentlicher Audienz zu berufen,“ erklärte der Beamte.

Schmidlin dankte und empfahl sich.

„Heute muß und werde ich Gehör beim Minister bekommen,“ sprach er am andern Morgen zu seinem Scribenten, der erstaunt war, ihn weit ruhiger zu sehen, als während all seiner bisherigen vereitelten Versuche. Er schien einen festen Entschluß gefaßt zu baben.

Früh begab er sich wieder nach der Wohnung des Ministers, an den ihn der Herzog anfangs gewiesen.

Er traf das Vorzimmer wieder gefüllt; der ab- und zugehende Secretär, der sich seiner noch erinnerte, bedeutete ihm mit einem Achselzucken, daß er vergebens zuwarte; — er ließ sich nicht beirren. Ohne sich einem der Anwesenden zu nähern, die in verschiedenen Gruppen leise plauderten, behielt er ein scharfes Auge für alles, was vorging. Schon waren einige Stunden vorübergegangen, ohne daß sich eine Gelegenheit zur Erreichung seines Zweckes geboten. Der Secretär, über seine Hartnäckigkeit ärgerlich, schaute ihn von der Seite schadenfroh an,

als er vorüberging, um einen Andern zu Seiner Excellenz zu berufen.

Dieser, ein ältlicher Mann, in lebhaftem Gespräche mit zwei Offizieren vertieft, vernahm den Ruf nicht sogleich.

Schmidlin, der sich nahe an der innern Thüre aufgestellt, erhaschte den Augenblick, und trat kühnen Schrittes durch dieselbe ein.

„Wer ist man?“ rief der Minister, der einen Andern erwartet, dem Eintretenden überrascht zu.

„Excellenz erlauben: Kanzleirath Schmidlin aus Würtemberg, von Seiner Durchlaucht, dem Herzoge Administrator in höchst dringender Sache an kaiserliche Majestät abgesandt,“ verantwortete sich Schmidlin unerschrocken.

„Wohl, wohl, aber man ist nicht an der Reihe, der brandenburgische Gesandte sollte daran kommen,“ äußerte der Minister ärgerlich.

„Excellenz entschuldigen. Seit mehr als einer Woche bemühe ich mich vergebens um Zutritt. Dieses Schreiben Seiner Durchlaucht, das Euer Excellenz geneigt sein werden, so schnell als möglich in die Hände kaiserlicher Majestät zu legen, bittet unterthänig um Zurücksendung der in Ungarn stehenden

schwäbischen Truppen, ferner um schnelle Hülfe von Reichstruppen; die Bewegungen der französischen Heere am Rheine waren bei meinem Abgange aus Würtemberg so bedrohlich, und die Sprache des französischen Envoje so zuversichtlich, daß jeden Tag ihrem Uebergange über den Rhein entgegengesehen werden mußte!"

„Bis Dato ist noch keine Kriegserklärung von französischer Seite erfolgt. Dürfte also angenommen werden, daß man sich im schwäbischen Kreise über die Absichten der französischen Krone täuscht," meinte der Minister.

„Excellenz, leicht möchte die Kriegserklärung erst nach dem Einfall der Franzosen in's Reich erfolgen," gab Schmidlin zurück.

„Wäre allem Kriegsgebrauche bei christlichen Völkern zuwider. — Und selbst dann wäre die Reichsfestung Philippsburg, wären feste Plätze am Rheine, so wie in Schwaben, welche schlimmsten Falls die Feinde aufhalten würden, bis der Succurs angekommen. Müssen's darauf ankommen lassen, denn es würde in diesem Augenblick Kaiserlicher Majestät höchst empfindlich, ja völlig unmöglich sein, die schwäbischen Truppen zu entlassen, da der Krieg gegen die Tür-

ken im besten Fortschritt ist, und ein glorreicher Ausgang, der bevorsteht, leicht in einen betrübten verwandelt werden könnte!“ versicherte der Minister.

„Excellenz wollen erwägen, daß das Reich am Rheine mehr verlieren wird, als kaiserliche Majestät in Ungarn gewinnen! Meine Instruktionen verlangen daher, daß ich auf ungesäumte Rückkehr der Truppen unter allen Umständen beharre, weßhalb ich um kaiserliches Entlassungsrescript an die Truppen, sowie um Pässe und Vorschub für mich und meinen Schreiber zur Reise durch Ungarn ganz gehorsamst und dringlichst ersuche,“ beharrte Schmidlin.

„Werde kaiserliche Majestät Bericht erstatten, höchst welche vielleicht geruhen werden, den Herrn Abgesandten in außerordentlicher Audienz zu berufen,“ lautete der Bescheid des Ministers.

„Excellenz gestatten, daß ich mich morgen in Dero Vorzimmer einfinde, um des Kaisers gnädigen Willen zu vernehmen?“ fragte Schmidlin.

„Morgen ist nach der Geschäftsordnung kein Empfang hier. Man mag übermorgen Mittags wieder anfragen,“ versetzte der Minister verdrießlich, indem er mit einer Handbewegung andeutete, daß er die Audienz für beendet betrachte.

Schmidlin hatte erreicht, was er wollte, und erfüllte, indem er sich zurückzog, das Verlangen des Ministers.

Erstaunt, aber mit einem gewissen Respekte, wurde der Zurückkehrende, der es nicht nur gewagt, ohne Berufung in das Gemach des Ministers einzudringen, sondern auch so lange Gehör gefunden, im Vorzimmer betrachtet.

Der brandenburgische Gesandte aber, im Begriff, zum Minister zu gehen, klopfte dem unberufenen Vorgänger lächelnd auf die Schulter mit den Worten: „Man hat sich den Vortritt vor mir angeeignet, erwarte daher, den Herrn bei meinem Abgange noch hier zu finden, und seine Entschuldigung entgegenzunehmen!“

Schmidlin konnte nur durch eine Verbeugung antworten, da der Sprecher gleich nach diesen Worten im Gemach des Ministers verschwand. Er wartete ruhig dessen Zurückkunft ab; zu einer Entschuldigung war er gerne bereit, da er seinen Zweck erreicht.

Eine geraume halbe Stunde ging hin, bis der Brandenburger wieder aus dem Kabinette des Mi-

nisters trat. Nach seiner Miene zu urtheilen, war er mit dem Ergebniß der Audienz weniger zufrieden, als sein Vorgänger.

Dagegen suchte diesen sein rascher Blick auf, und ein Lächeln der Zufriedenheit erheiterte sein Gesicht, als er seiner noch ansichtig wurde.

„Ah! das ist schön, daß man mir Wort gehalten. Will mir der Herr vielleicht in meinem Wagen Gesellschaft leisten, so können wir uns unterwegs verständigen?" redete er Schmidlin an.

Dieser gab ein bereitwilliges Ja; es war ihm ziemlich gleichgültig, wie er seine Zeit bis zum andern Tage zubrachte.

Sie verließen zusammen das Haus, und bestiegen unter den hergebrachten Complimenten wegen des Vortritts die brandenburgische Gesandtschaftskutsche.

„Nun — da sind wir, und ich warte auf die Entschuldigung des Herrn, der als Unbekannter den Vortritt vor mir genommen!" sprach der Brandenburger, während die Pferde im Schritte über das holperichte Pflaster fuhren, mit schlauem Lächeln zu seinem Nebenmann.

„Euer Edlen verzeihen, ich kam in dringender Botschaft des Herzogs Administrators aus Würtemberg und habe seit einer Woche vergebens aller Orte um Zutritt gebeten," antwortete Schmidlin nach kurzer Ueberlegung.

„Glaub' es wohl," nickte der Brandenburger. „Jetzt ist in Wien nichts dringend, als die Nachrichten aus Ungarn; vielleicht bin ich in gleichen Angelegenheiten wie der Herr Botschafter von Würtemberg hier?"

„Ich habe keine Vermuthung darüber," äußerte Schmidlin vorsichtig, da sich der französische Envoje zu Stuttgart der Uebereinstimmung Brandenburg's mit Frankreich gerühmt.

„Ich muß in meinem Vertrauen wohl noch weiter gehen," versetzte sein Nebenmann lächelnd; „ich bin hier, um kaiserliche Majestät dringend um schleunige Aufbietung der Reichstruppen gegen Frankreich zu bitten, das vermuthlich den Krieg nächstdem eröffnen wird. Seine churfürstliche Durchlaucht macht keinen Hehl damit, daß Sie entschlossen sind, Ihrer Reichspflicht nach allen Kräften Genüge zu leisten!"

„Euer Edlen verzeihen! In Stuttgart wurde französischer Seits als gewiß behauptet, daß der

Churfürst Friedrich, dem französischen Hofe zugeneigt, volle Neutralität beobachten werde?“ fragte Schmidlin erstaunt zurück.

„Von Paris aus hat man es freilich nicht an Versuchen fehlen lassen, churfürstliche Durchlaucht dazu zu bestimmen,“ lächelte der Brandenburger, „aber dieselben sind entschlossen, sich mit allen Kräften dem Uebermuthe Ludwigs XIV. entgegen zu setzen, der das Reich ganz herabbeugen möchte. Der Churfürst hofft, daß auch die andern Reichsstände sich ihrer Pflichten erinnern. Sachsen und Hannover haben bereits zugesagt, um die untern Rheingrenzen wo möglich noch vor Beginn des Krieges zu besetzen. Nur in Wien will man jetzt nichts von einer Vertheidigung des Reiches gegen die Franzosen hören, da alle Aufmerksamkeit nur auf den Krieg in Ungarn gerichtet ist.“

„Aber, was nützt ein Sieg in Ungarn, wenn ganze Reichslande darüber in französische Gewalt fallen?“ rief Schmidlin lebhaft aus.

„Was es nützt?“ meinte der brandenburgische Gesandte bitter; — „der Herr vergißt, daß, was in Ungarn erobert wird, Oestreich zu eigen bleibt — das Reich ist nur Reich und mag sich selbst schützen!“

Schmidlin antwortete nicht gleich, er hoffte, daß persönliche Gereiztheit aus dem Gesandten spreche.

Dieser schien seine Gedanken zu errathen. „Der Herr wird ja selbst sehen," sprach er; „ich bilde mir ein, daß er Hülfe zu Wien nachsuchen solle. Sollte schon ein Bescheid erfolgt sein?"

„Es ist mir Hoffnung auf Audienz bei dem Kaiser gemacht worden," sagte Schmidlin.

„Ah so! Hoffnung! Kenne das," meinte der Gesandte spöttisch; „wünsche Glück und Geduld! — Doch da sind wir ja an meiner Wohnung. Ich steige aus, der Herr aber muß sich noch nach Hause fahren lassen. — Wir müssen uns bald noch einmal sprechen. Werde einmal bei dem Herrn vorfahren." Mit diesen Worten verließ er den Wagen, während Schmidlin nachdenklich nach seinem Quartiere fuhr.

6.

Zwei Tage gingen vorüber.

Als endlich die ersehnte Stunde gekommen, und Schmidlin sich Nachmittags im Vorzimmer des Ministers einfand, wurde er mit augenscheinlicher Achtung empfangen, und nach kurzen Worten zum Minister berufen. Dieser war sichtlich in leutseliger Stimmung, denn in herablassender Vertraulichkeit rief er dem Eintretenden entgegen: „Weiß man auch schon? Gute Nachrichten aus Ungarn! Griechisch-Weissenburg ist erobert und haben die schwäbischen Reichstruppen sehr honorable Dienste gethan, sind die ersten gewesen, die beim Sturmlaufen in die Festung gedrungen.“

„Ich mache kaiserlicher Majestät meine unterthänigste Gratulation zu dieser Viktoria. — Excellenz wollen entschuldigen, wenn ich zugleich anzufragen mich unterstehe, wie der Kaiser die Bitte des schwä-

bischen Kreises um Rücksendung der Truppen aufgenommen?" erinnerte Schmidlin.

„Ah! Wäre unter so bewandten Umständen Seiner Majestät höchst unliebsam; der Herr Botschafter wird solchergestalt nächster Tage zur Audienz berufen werden und das Weitere selbst vernehmen," sprach der Minister.

Schmidlin drückte Seiner Excellenz den besten Dank aus, und wollte sich entfernen. Er ahnte aus den Worten des Ministers, daß er schwerlich ein gutes Resultat der Audienz erwarten könnte, war aber entschlossen, sich durch nichts einschüchtern zu lassen; da hielt ihn der Minister noch zurück.

„Will sich der Herr Botschafter ein Amusement machen," sagte er gutmüthig, „so ist er in meine Loge ins Opernhaus eingeladen. Fahre gleich dahin ab. Wird eine große Vorstellung zu Ehren der Eroberung Weissenburgs stattfinden. Beide Majestäten sammt allen Sollennitäten des Hofes werden erscheinen. Wird schwer werden, ohne besondere Empfehlung einen Platz zu bekommen."

Dankend nahm der Kanzleirath die Einladung an; lockte ihn auch, ernsten Sinnes, wie er war, das Schauspiel selbst nicht eben, so hatte es doch Inte-

resse für ihn, den Kaiser inmitten des Hofes, vielleicht noch manche andere interessante Persönlichkeit zu sehen. Er erhielt Platz im Wagen des Ministers, wo sich noch einige andere Gäste befanden, zwischen denen jedoch keine Vorstellung stattfand. Es schienen Gesandte von Adel zu sein, die den bürgerlichen Rath ignorirten. Ziemlich gleichgültig dagegen, nahm Schmidlin freiwillig im Hintergrund der Loge Platz, von wo er weniger die Bühne, als die kaiserliche Loge im Auge hatte. Schon war das Haus ziemlich gefüllt; noch strömte der hohe Adel in die Logen; bald erschien auch das kaiserliche Paar mit den Erzherzoginnen, bei deren Eintritt das ganze Haus sich ehrfurchtsvoll erhob.

Leopold, im 46. Jahre stehend, hatte durchaus nichts Kaiserliches in seiner Erscheinung. Die spanische Tracht, die er, treu den Ueberlieferungen seines Vaters, trug, gab ihm eher ein steifes, als würdevolles Ansehen. Bei unansehnlicher Gestalt, ging ihm auch die Majestät der Haltung ab, die seinem Vater, besonders aber seinem Großvater, Ferdinand II. eigen war. Schon in der Art, wie er eintrat, war, statt der erhabenen Gleichgültigkeit, die jener gegen äußere Huldigungen bewiesen, eine gewisse eifersüch=

tige Besorgniß ausgeprägt, ob ihm auch das volle Maaß der gebührenden Ehrfurcht erwiesen werde.

Sein Gesicht aber, ernst und von trockenem Ausdruck, wenig lebhaftem Blick und entstellt durch die herunterhängende Unterlippe, hatte dennoch, wenn man es näher betrachtete, etwas Gewinnendes durch eine unverkennbare Milde und Redlichkeit bei keineswegs mangelndem Verstande. Wenn in seinen Zügen sich nicht die Energie seines Großvaters ausprägte, so fehlte dagegen auch ganz dessen Fanatismus; und seine unläugbare Schlaffheit war noch ferne von Trägheit und Unfähigkeit.

An des Kaisers Seite saß die fromme und schöne Kaiserin Eleonore, eine geborne Prinzessin von Pfalz-Neuburg, Leopolds dritte Gemahlin. Dem Wunsche des kaiserlichen Gemahls gemäß, der sie nicht gerne an seiner Seite entbehrte, begleitete sie diesen auch in die Oper; aber sie beschäftigte sich während der Vorstellung emsig mit ihrem Stickrahmen, ohne ein Auge auf die Bühne zu wenden. Gleichwohl lag in dem milden Lächeln, womit sie die Anrede ihres hohen Gemahls beantwortete, nichts Wegwerfendes, Abstoßendes. In ihrem Blicke, den Schmidlin nur einmal ruhig durch das Haus hingleiten

sah, war keine Kälte, kein geistlicher Hochmuth zu lesen; wohl aber eine gewisse Sehnsucht, die sich an dem Orte, wo sie sich befand, und selbst am kaiserlichen Hofe nicht heimisch fühlte.

Aus ihren Zügen überhaupt sprach nicht ein geisttödtendes Formelnwesen, sondern eine Richtung des Gemüths nach dem Ewigen, die sich auch ihrem äußern Gehaben aufdrückte.

In diese Betrachtungen saß Schmidlin versunken, als ihn eine bekannte Stimme anredete: „Ei, sieh da, mein Herr Botschafter?"

Es war der brandenburgische Gesandte, der mit eingeladen, so eben erst in die Loge getreten war, und sich neben Schmidlin gesetzt hatte. „Wollen uns zusammenhalten; die übrige Gesellschaft hier steht doch dem Herrn Botschafter, wie ich vermuthe, so wenig an, als mir — oder wußte derselbe nicht, daß der Herr im französischen Kleide, der da vorne neben dem Minister sitzt, der französische Gesandte ist?" fuhr der redselige Brandenburger fort.

„Ich habe es vernommen, und — —"

Schmidlin ergänzte den Satz nicht.

„Und wäret schier wieder zurückgegangen? Nicht? — Ja, es muß uns Beiden freilich sonderbar genug

vorkommen, daß man zu Wien noch in aller Intimität mit dem französischen Gesandten verkehrt, wo an den Grenzen schon der Krieg im Ausbrechen ist. Aber Kaiser Leopold möchte eben lieber gar nicht an den Krieg glauben, der ihm jetzt so höchst uncommod ist. Zudem ist noch eine starke französische Partei am Hofe, wenn auch ihr Haupt mit dem Minister Lobkowitz gestürzt wurde! Besonders die Jesuiten arbeiten für Frankreich. Nur gut, daß sie unter Leopold weniger Einfluß haben. Wissen immer heimlicher Weise noch genug zu regieren."

„Daß Kaiser Leopold sie nicht begünstigt, habe ich immer gehört, wie überhaupt Seine Majestät in Religionssachen sehr human sein sollen. Aber dürfte die Kaiserin ihrem Einflusse nicht eher unterworfen sein?" fragte Schmidlin.

„Die Kaiserin ist fromm, katholisch, klösterlich fromm, gleichwohl aber eine Frau von klarem Verstande und von sehr redlichem Gemüthe. Darum sind ihr die sophistischen Lehren der Jesuiten nicht nach dem Sinne!" berichtete der Brandenburger.

„Nimmt die Kaiserin Antheil an den Staatsgeschäften?" fragte Schmidlin weiter.

„Sie sucht denselben nicht, aber sie weiß dem

Kaiser öfters mit gutem Rathe zu dienen, wenn er solchen in einer Sache begehrt. — Eine treffliche, merkwürdige Fürstin in der That, und so verschieden ihre Art, doch unserer Churfürstin Sophie Charlotte in mancher Hinsicht ähnlich.

Beide sind geistvolle Frauen und schätzen den äußern Prunk ihrer Stellung gering; aber Sophie Charlotte sucht in den Wissenschaften und in der Philosophie Befriedigung, während die Kaiserin Eleonore, als fromme Katholikin, ihren Blick ganz von der sichtbaren Welt abwendet, und sich einzig in Beschauung des Ewigen, und in Werken der Wohlthätigkeit vertieft. Gleichwohl ist sie schweigsamern Wesens, als die Churfürstin, und fügt sich den Neigungen ihres kaiserlichen Gemahls, während Sophie Charlotte sich dadurch dem Churfürsten entfremdet, daß sie ihre Mißachtung seiner kleinern Schwachheiten nicht genugsam verläugnet. — — Schade darum, wollte sie ihn mehr schonen, so würde die geistvolle Fürstin wohl auch mehr Einfluß auf Friedrich gewinnen! Doch der Herr Gesandte hat mir noch nicht berichtet, wie es mit dessen Angelegenheiten steht?"

Schmidlin theilte mit, daß ihm eine Audienz beim Kaiser nun zugesagt sei. Er sprach die Hoffnung

aus, daß die Siegesnachricht den Kaiser um so geneigter zur Abberufung der Truppen machen werde.

„Der Herr glaubt so? — — — Fürchte, daß im Gegentheile dieser Sieg den Eifer für den ungarischen Krieg erhöhen wird! — Möge der Herr Botschafter Recht behalten; ich wünsche es!“ lautete die Antwort des brandenburgischen Gesandten.

Während dessen war die Oper zu Ende gegangen; nachdem zuerst das kaiserliche Paar sammt den Erzherzoginnen sich entfernt, brach Alles auf. Schmidlin verabschiedete sich von dem Minister, um zu Fuß in seine Wohnung zurückzukehren.

7.

Der Gesandte zu Regensburg hatte Recht gehabt: wenn auch die Reichsangelegenheiten zu Wien nur langsam zur Erledigung kamen — endlich gelangten sie doch dazu!

So war denn an dem auf die Festvorstellung in der Oper folgenden Morgen Geheimrathssitzung in der Hofburg, und hier kam die würtembergische Angelegenheit zur Sprache.

Doch die Meinungen der kaiserlichen Räthe waren darüber gar sehr getheilt. Graf Auersberg meinte, daß die Besorgnisse in Schwaben nur blinder Lärm seien, geflissentlich von den Franzosen erregt, um den kaiserlichen Siegen gegen die Türken Einhalt zu thun. Er hielt in diesem Augenblick bei der begonnenen Belagerung von Belgrad die Entlassung der schwäbischen Truppen für völlig unzuläßig.

Dagegen wurde von anderer Seite die Möglichkeit ausgesprochen, daß man Schwaben in der Noth

zu einem Bündniß mit Frankreich treibe, welches nicht unterlassen werde, den Herzog und die Stände mit Verheißungen zu locken.

Hinwiederum wurde von dritter Seite die Besorgniß laut, daß Schwaben, mindestens Würtemberg, bereits im geheimen Einverständniß mit Frankreich stehen möchte, und die Truppen nur auf dessen Geheiß zurückziehe.

„Schon gut, meine Getreuen; werde selbsten meinen Entschluß fassen,“ sprach der Kaiser, der schweigend alles angehört, indem er sich erhob und die Sitzung verließ.

Gleichwohl, wenn auch seine Grandezza dies nicht verrieth, war er sehr verstimmt und innerlich aufgeregt; ärgerlich darüber, daß man ihn nicht zur ungestörten Freude seines Sieges über die Türken kommen ließ, und völlig ungewiß, wie er die Lage der Dinge in Schwaben ansehen sollte?

Indessen war die Tafelstunde herangekommen, und Leopold erinnerte sich, daß er von der Kaiserin eingeladen worden, bei ihr zu speisen. So gern er dies sonst zuweilen that, da er bei solchen Einladungen sich selbst einige Freiheit vom Etikettenzwang gestattete, so war ihm in seiner augenblicklichen

Stimmung dieselbe nicht angenehm. Indessen hatte er zugesagt und begab sich, als die Stunde schlug, nach dem von der Kaiserin bewohnten Flügel.

Leopold war von ängstlicher Genauigkeit in allem, was die hergebrachte Zeit und Ortsbestimmungen betraf. Sobald daher sein etwas schwerfälliger Tritt erdröhnte, sprangen die Thüren auf, und die Kaiserin, im vollen spanischen Anzuge, trat ihm mit wiederholter tiefer Verbeugung entgegen; hinter ihr erschienen zwei Erzherzoginnen und ihr achtjähriger Sohn, der nachmalige Kaiser Joseph der Erste.

Von Leopold freundlich aber sehr ceremoniös an der Hand geführt, stellte sie ihm diese drei weiteren Tafelgäste vor, und fand nöthig, wegen Anwesenheit des Letztern eine Entschuldigung beizufügen, da es nicht Sitte war, die Prinzen so früh zur Tafel zu ziehen.

Leopolds Miene verfinsterte sich um etwas; eine der Erzherzoginnen hatte kürzlich, indem sie die französischen Moden für geschmackvoller erklärt als die spanische Hoftracht, sein ernstliches Mißfallen auf sich gezogen; ihre Anwesenheit, von der Kaiserin wohl absichtlich veranlaßt, erschien dem Kaiser jetzt nicht gerechtfertigt; auch mochte er in der Zuziehung

des jungen Prinzen zu der Tafelgesellschaft eine bedenkliche Freiheit von Seiten der Kaiserin sehen. Doch milderte die sanfte Entschuldigung derselben seine Strenge um etwas.

„Wir verstatten immer einige Freiheit, wenn wir bei Euer Liebden speisen," antwortete er mit gravitätischem Kopfnicken, und warf einen Blick der Vaterzärtlichkeit auf seinen Sohn, der sich nahte, um ihm ehrerbietigst die Hand zu küssen.

Die Unterhaltung wurde in italienischer Sprache geführt, die der Kaiser zur Hofsprache erhoben, da er das Französische haßte, das Deutsche aber in seiner damaligen schwerfälligen Gestalt nicht dazu geeignet war.

So begab man sich nach dem kleinen Speisesaal, der, wie zu Leopold's Zeiten die ganze kaiserliche Hofburg, höchst einfach ausgestattet war. Das Einzige, was von der Einrichtung eines wohlhabenden Bürgers unterschied, war eine Estrade am Ende desselben, wo sich ein kleines Orchester befand, da der Kaiser die Musik sehr liebte, und sie besonders bei der Tafel nicht gerne vermißte. Den Tafeldienst versahen die Hofdamen.

Anfangs machte sich eine etwas peinliche Stimmung

an der Tafel geltend. Da die Etikette nicht gestattete, daß Jemand, selbst die Kaiserin, sprach, ohne vom Kaiser durch eine Anrede dazu aufgefordert zu sein, so herrschte ein drückendes Schweigen, nur, so oft der Kaiser einen Wink gab, durch die Musik unterbrochen. Leopold war sichtlich bei ungnädiger Laune, und zeigte sich schroff als den gebietenden Herrn. Demungeachtet konnte er der Kochkunst der Kaiserin seine Anerkennung nicht versagen.

Nichts weniger als unmäßig, fand Leopold doch ein harmloses Behagen an den Genüssen einer fein zubereiteten Tafel. Eleonore kam dieser Schwachheit gefällig entgegen, indem sie sich Zeit und Mühe nicht verdrießen ließ, wenn sie irgendwo von einem fremden oder neuen Gerichte hörte, sich das Recept zu verschaffen, und es so lange zu versuchen, bis sie der Zubereitung Meister war, was dann Veranlassung zu einem vertrauteren Mahle in ihren Gemächern wurde. Nur sie selbst nahm von den aufgetragenen Delikatessen so wenig zu sich, als die Artigkeit gestattete, da sie sich aus Grundsatz nur mit höchst einfachen, größtentheils Fastenspeisen nährte.

Eine mehrmalige Aufforderung des Kaisers an sie, von dem und jenem Gerichte zu nehmen, das er

trefflich fand, zeigte den Uebergang zu einer versöhnlicheren Stimmung bei ihm an. Beim zweiten Gange richtete er einige Worte an seinen Sohn.

Mit einiger Besorgniß hatten Eleonorens Blicke bisher auf diesem geruht, da seine lebhafte und feurige Gemüthsart einen oder den andern Verstoß gegen die Etikette befürchten ließ, der Leopold stets, auch im engsten Familienkreise, höchst peinlich fiel.

Doch der junge Prinz war gut eingeschult und betrug sich tadellos. Wohlgefällig blickte der kaiserliche Vater daher auf den sowohl ihm, als seiner sanften Gemahlin so unähnlichen Sohn. Leopold ahnte wohl, daß derselbe ihn einst überragen würde, aber er fand es um so nöthiger, das oft zu ungestüme Temperament seines Thronerben bei Zeiten durch strenge Gewöhnung an die Hofsitte zu regeln und zu dämpfen.

So gelangte man bei immer noch schweigsamer, aber sichtbar steigender Heiterkeit des Kaisers, die auch die andern Tafelgäste erleichterte, zum Nachtisch, wo ein Gelée aus Südfrüchten mit entsprechendem Confect des Kaisers höchsten Beifall gewann, und seine gute Laune so erhöhte, daß er sich an die Erzherzoginnen wandte, und — nicht ohne Beziehung —

deren neuen, aber vollkommen spanischen Hofkleidern seinen Beifall ausdrückte.

Eine tiefe Verbeugung der Geschmeichelten war die Antwort, auf welche der Kaiser noch einige Fragen, wie den Erzherzoginnen die Oper gefallen, und ob sie die als Gefangene angekommenen türkischen Frauen schon gesehen? an sie richtete.

Damit war die vollständige Rückkehr seiner Gnade erklärt, die von den Erzherzoginnen mit dankbarster Ehrfurcht aufgenommen wurde, in Eleonoren's Zügen aber einen Freudenschimmer verbreitete, da sie wußte daß Leopold's so wohlwollendes Gemüth doch in gewissen Fällen zäh an einem gefaßten Widerwillen festhalten konnte.

Immer mehr zum Sprechen aufgelegt, fuhr der Kaiser jetzt fort: „Ich mache Euer Majestät das Compliment, daß Sie neben allen sonstigen Tugenden eine ausgezeichnete Köchin sind. Habe in gebührender Danksagung für Dero freundliche Einladung ein kleines Geschenk von gleichfalls eigener Arbeit mitgebracht, daß sie um Meinetwillen werthschätzen werden!"

Mit diesen Worten nahm er aus der Tasche seines spanischen Mantels ein Miniaturgemälde auf Elfenbein, das er der Kaiserin, und einige kleine

Elfenbeindrechslereien, die er dem Prinzen und den Erzherzoginnen überreichte.

Die in der That recht niedlichen Geschenke wurden mit gebührender Ehrerbietung aufgenommen und so lebhaft, als nur die Etikette verstattete, bewundert. Dies machte dem Kaiser sichtlich Freude, um so mehr, da Eleonore auch hierin einen feinen Takt bewies, und auf die wirklichen Vorzüge der kleinen Kunstarbeiten aufmerksam zu machen wußte, ohne den Werth derselben im Ganzen zu übertreiben.

Als Leopold sich endlich erhob, war sein Abschiedsgruß an die Erzherzoginnen so huldvoll, als seiner trockenen Natur möglich war. Dem Prinzen aber wurde neben einer väterlichen Ermahnung ein Kuß zu Theil, ehe er unter Aufsicht des im Vorzimmer harrenden Hofmeisters die kaiserlichen Eltern verließ.

Das kaiserliche Paar begab sich, um noch einer vertrauten Unterredung zu pflegen, in's anstoßende Zimmer.

Auch dieses war höchst einfach ausgestattet. Der einzige Luxus bestand in einigen Heiligenbildern, sowie unter den Fenstern ein kleiner mit Bäumen und

Blumen bepflanzter Platz (das Paradiesgärtlein genannt) das Auge erfreute.

„Habe meinem kaiserlichen Herrn und Gemahl auch ein kleines Gegengeschenk zu machen. Gestern ist mir's zugekommen," nahm die Kaiserin das Wort, indem sie ihrem Gemahle ein kleines Buch, in Sammet gebunden, übergab.

Der Kaiser schlug es auf, und las den Titel: „Christliche Gedanken auf alle Tage des Monats, nebst einem geistlichen Senfkörnlein."

Erfreut blickte er die hohe Verfasserin — seine Gemahlin — an, und versicherte, daß er das Buch selbst zu seiner täglichen Andacht benutzen werde.

„Müssen mich aber deshalb nicht loben, Kaiser Leopold. Ich habe während der Ausarbeitung unter Anfechtungen gelitten, ob nicht geistliche Eitelkeit dabei mitgewirkt? und doch hätte ich gerne in meinem Theile zur Erbauung der Seelen etwas gethan. Möge nun Gott Seinen Segen dazu geben! Mein Name aber soll nicht dabei genannt werden, habe es dem Buchhändler strengstens eingeschärft; nur meinem lieben Herrn und Gemahl wollte ich's nicht vorenthalten," sagte die Kaiserin.

„Thaten ganz Recht daran, Eleonore, würden mich einer wahrhaften Freude beraubt haben. Danke Gott, daß ich eine so vortreffliche Frau an Euer Liebden habe! — — War sehr übel gestimmt, als ich hierher kam, und bin nun ganz wieder zu meinem sonstigen guten Humor gelangt!“ Bei dieser Aeußerung waren seine trockenen Züge durch einen Ausdruck der Zärtlichkeit für die eben so schöne als edle Gemahlin erwärmt, die er vor Andern selten kund zu geben pflegte, um sich nicht dadurch etwas zu vergeben.

„Was war es, das Eure Majestät betrübt?“ fragte Eleonore theilnehmend.

„Erstlich war es mein Minister Auersberg, der mir den Vorhalt gemacht, daß ich bei dem dürftigen Stande der Kassen zu viel auf Gaben der Wohlthätigkeit verschwende, und durchschimmern ließ, daß ich solche manchesmal an unwürdige und unbedürftige Leute wegwerfe. Was halten Eure Liebden davon?“ warf Leopold etwas argwöhnisch hin.

„Es war gewiß ein unberechtigter Vorwurf von Auersberg; denn sollte auch je, da wir Menschen ja nicht in die Herzen schauen können, ein Unwürdiger eine

Wohlthat mißbraucht haben, so ist dies kein Grund, den edlen Zug Ihres kaiserlichen Herzens zur Wohlthätigkeit zu verkümmern," sprach die Kaiserin mit warmem Blicke.

„Danke, Eleonore, danke," sprach der Kaiser befriedigt, „habe auch Auersberg geantwortet: Andere Fürsten verschwenden so viel an Maitressen, man möge mir meine Armen lassen! — Das Fernere, meine liebste Gemahlin — Sie wissen von der Botschaft des Herzog Administrators von Würtemberg und der schwäbischen Stände?"

„Eure Majestät haben mir davon gesagt," sprach die Kaiserin aufmerksam.

„Habe auf heute den Gesandten zur Audienz berufen, da ich als Recht erkannt, ihn jedenfalls selbst zu hören. Bin gleichwohl noch zu keinem Entschlusse gelangt, habe gar verschiedene Meinungen meiner Räthe anhören müssen. Wie meinen Eure Liebden, die sonst ein gutes Urtheil haben?" fragte der Kaiser.

„Ich maße mir kein Urtheil in dieser Sache an, aber ich bin im Stande, meinem kaiserlichen Herrn bestimmte Nachricht zu geben, daß der König von

Frankreich im Geheimen neue Verbindungen in Ungarn angesponnen hat, und sogar die Türken unterstützen läßt. Wo ein christlicher König den Erbfeind der Christenheit gegen uns bewaffnet, möchte er auch eines Wortbruchs gegen christliche Potentaten fähig sein," sprach die Kaiserin.

„Von wem ist diese Nachricht, Eleonore? Ist sie zuverlässig?" rief der Kaiser lebhafter aus, als er sonst gewöhnt war.

„Pater Wolf brachte sie mir. Er hofft bald Beweise vorlegen zu können; will jedenfalls aus zuverlässiger Quelle unterrichtet sein!" antwortete die Kaiserin.

„Pater Wolf! Sein Zeugniß ist unverdächtig, denn die Jesuiten sind im Ganzen dem Könige von Frankreich nicht abgeneigt. Aber Pater Wolf macht eine Ausnahme durch ehrenwerthe, östreichisch-deutsche Gesinnungen. Möchte gerne, sehr gerne die triftigen Beweise haben. Kann's ohne diese doch immer fast nicht glauben! Weiß freilich gleichwohl, daß mir Ludwig meine Siege gegen die Türken nicht gönnt!"

„Seine Politika deutet sogar darauf, daß er den Thron Eurer Majestät in Deutschland erschüttern

möchte. Eure Majestät weiß, welche Versuche von Frankreich früher in Brandenburg und Baiern gemacht wurden. Pater Wolf fürchtet deshalb, ob nicht auch schon in Schwaben ein derartig würtembergisches Einverständniß bestehe? Man will den würtembergischen Abgesandten mehrfach in Unterredung mit dem von Brandenburg gesehen haben," warf die Kaiserin ein.

„Pater Wolf gedenkt der Vorgänge im dreißigjährigen Kriege!" entgegnete der Kaiser, „kenne den Verdacht, ist auch im Geheimrathe davon die Rede gewesen. Kann jetzt nicht daran glauben. Ich habe den protestantischen Fürsten keine Ursache zur Unzufriedenheit gegeben. Aber ich will den Gesandten hören und befragen, und darnach meinen Entschluß fassen."

Mit diesen Worten erhob sich der Kaiser und verabschiedete sich von seiner Gemahlin mit höherer Zärtlichkeit, als er ihr bei der Begrüßung erwiesen, aber doch ohne die steife Gravität zu überwinden, die ihm als wesentlicher Ausdruck der Hoheit galt.

Die Kaiserin aber eilte, den reichen Anzug, den sie dem Kaiser zu Gefallen angelegt, mit einem un-

scheinbaren Gewande zu vertauschen. Es war Vesperzeit und sie fuhr nach der Kirche, von wo sie den Wagen zurückschickte, um, nur von einer einzigen ihrer Frauen begleitet, unerkannt Werken der Wohlthätigkeit nachzugehen.

Ob Eleonore mit ihrem tiefen und schwungvollen Gemüthe sich durch die unverkennbare, aber sich wenig äußernde Zuneigung des pedantischen Kaisers beglückt fühlte? Ob sie dieselbe erwiderte? Es läßt sich nicht bezweifeln, denn sie war dem Kaiser nicht nur eine gehorsame, sondern auch eine so zärtlich aufmerksame Gattin, wie das bloße Pflichtgefühl es sie nicht lehren konnte.

Sie versuchte auch keine Opposition gegen den starren Formenzwang, der dem Kaiser zur Natur geworden. Aber ihr Gemüth flüchtete aus demselben, um sich mehr über die Erde empor nach dem Himmel zu richten, auf dem Wege, den ihre Kirche ihr wies. Wie viel sich immer Irrthum mit ihrem Glauben vermischen mochte, es war nicht Werkheiligkeit, die sie in die Hütten der Armen, zu Kranken und Gefangenen führte, sondern die thätige Liebe, die ihr aus warmem Herzen quoll; es war keine Schaustellung in ihren Büßungen, zu welchen das innere

Gefühl der Hohlheit aller irdischen Größe sie führte, und die sie sorgfältig jedem Auge verbarg; kein Prunk in ihrer Andacht, die im Hause Gottes vom Zwange aufathmete, den das Leben im Kaiserpalaste ihr auferlegte.

8.

Eine Stunde, nachdem er die Kaiserin verlassen, berief der Kaiser den längst im Vorzimmer harrenden würtembergischen Gesandten zur Audienz.

So streng sich Leopold, um seine Hoheit zu wahren, mit den Schranken der Etikette umgab, so verschmähte er doch in Uebereinstimmung mit Eleonoren alle Pracht, womit die übrigen deutschen Fürsten, am meisten Friedrich von Brandenburg, (nachher König Friedrich der Erste von Preußen) soweit nur ihre Mittel erlaubten, den Hof von Versailles nachzuahmen suchten. Dem Kanzleirath war deshalb gleich beim Eintritt die klösterliche, fast dürftige Schmucklosigkeit der dicken plumpen Mauern, der finstern Treppen ohne Verzierung, der niedrigen, engen Zimmer aufgefallen.

Die Gestalt des Kaisers in seiner schwarzen spanischen Kleidung, dem offenen kurzen Mantel über dem Wamse, das goldene Vließ darüber, scharlachrothen Strümpfen und eben solcher Hutfeder, war ihm von dem Abende in der Oper her schon bekannt; doch schien ihm in der ernsten Umgebung die Gravität desselben mehr mit Hoheit gepaart.

Die tiefe Kniebeugung des Abgesandten wurde durch ein gnädiges Kopfnicken des Kaisers erwidert, und er dann durch eine Handbewegung bedeutet, zu reden.

Schmidlin brachte seinen Auftrag in wohlaufgesetzter Rede in lateinischer Sprache an, deren man sich noch bei feierlichen Angelegenheiten zu bedienen pflegte. Er hatte dieselbe aufs Beste durchdacht und sorgfältig ausgearbeitet. Gleichwohl gab Leopold's gravitätischer Ernst kein Zeichen auch nur des mindesten Eindrucks, oder der Billigung. Schmidlin erhob die Stimme in stärkerem Affekte, dem Kaiser die dringende Gefahr ans Herz legend, die nicht nur Schwaben, sondern dem ganzen Reiche drohe. — Da unterbrach ihn Leopold mit einemmale, um eine unrichtige Wendung zu corrigiren, deren er sich bedient.

Der Kanzleirath, verblüfft über die unerwartete Zurechtweisung, und mitten im Eifer abgekühlt, kam mit wenigen Worten zum Schlusse, innerlich die Pedanterie des Kaisers, den Geschäftsgang seines Hofes, die Franzosen und seine ganze Sendung nach Wien verwünschend. Leopold aber, der es sehr liebte, seine überlegene Sprachkenntniß zu zeigen, war unerwartet in die beste Laune gekommen; die bisherige Zurückhaltung war gebrochen, und die ganze wohlwollende Milde und Billigkeit seines Charakters trat in seinen Zügen hervor, als er unerwarteterweise deutsch antwortete:

„Entlasse die schwäbischen Truppen höchst ungerne; haben sich wacker gezeigt, weshalb Wir Unsere gnädigste Zufriedenheit nicht zurückhalten können. — — Wenn aber der schwäbische Kreis der Truppen benöthigt zu sein meint, so erachten wir es nicht für billig, dieselben zurückzuhalten!“

Aufs Frohste überrascht, sprach Schmidlin im Namen des Herzogs und der Stände den allerunterthänigsten Dank aus. Er hatte aber noch die Nachforschungen des Kaisers nach dem Vertheidigungsstand Schwabens, sowie nach den Schritten des

französischen Gesandten und dem Vernehmen desselben zum Herzog und den Ständen zu beantworten.

Er bestand dieses Verhör gerne, denn der Kaiser beurkundete darin mehr Interesse für die Reichsangelegenheiten, als seine Minister gezeigt, schien auch von den Berichten befriedigt zu sein.

Endlich bat Schmidlin um Pässe durch Ungarn, sowie um das schriftliche Entlassungsrescript des Kaisers, das er selbst zum Heere bringen wollte.

„Soll Uns zur Unterzeichnung vorgelegt werden, sobald es in der Kanzlei ausgefertigt ist,“ sprach der Kaiser gütig. — „Abgesandter kann mit unsrem demnächst abgehenden Kriegscommissarius reisen, — wenn Er nicht vorzieht, die Ankunft der Truppen in Wien abzuwarten.“

Schmidlin, eingedenk aller Verzögerungen, denen die Beschlüsse der kaiserlichen Regierung im Kanzleiwege unterworfen zu sein pflegten, blieb bei seiner Erklärung, den kaiserlichen Befehl selbst nach Ungarn überbringen zu wollen.

Gnädig entließ ihn darauf der Kaiser, indem er ihm aufgab, sich bei seiner Rückkehr wieder beim Minister zu melden, um selbst anzugeben, wie er den

Zustand des Heeres, besonders die Verpflegung der Truppen gefunden.

„Gott sei Dank!“ rief der würtembergische Rath von ganzem Herzen aus, als er die Hofburg verließ, obwohl er sich nicht verbergen durfte, daß noch eine geraume Zeit darüber hingehen könne, bis die nöthigen Papiere ausgefertigt worden, bis er damit beim Heere angelangt, bis dieses sich zum Aufbruch angeschickt, und den Marsch durch Ungarn nach Wien, und von da die Donau herauf bis nach Ulm zum Eingange Schwabens zurückgelegt haben würde.

Um doch indessen dem Herzog die Aussicht auf baldigen Herbeizug der Truppen zu geben, schickte er andern Tages schon seinen Scribenten mit ausführlichem Berichte nach Würtemberg zurück.

Niedergeschlagen bestieg der junge Mann sein Roß. Vereitelt waren alle Hoffnungen und Träume von weitern Reiseabenteuern in Ungarn, beim Heere und an der türkischen Grenze. Umsonst hatte er sich in so manchen Ritterromanen, die damals die junge Lesewelt fesselten, an weitschweifigen Schilderungen von der Pracht des Orients, von Heldenthaten und Liebesabenteuern ergötzt, die stets damit endeten, daß der Held des Buches eine wunderschöne christliche

Dame nach Gefahren aller Art aus der türkischen Gefangenschaft rettete, und dafür mit ihrer Hand beglückt ward! — Jetzt erinnerte er sich der Ermahnung des freundlichen Pfarrers vor seiner Abreise, und seufzend ergab er sich, als er die Thore Wiens hinter sich gelassen, darein, ohne je etwas Außerordentliches zu erleben, seine Jahre nach wie vor am einförmigen Schreibpulte zurückzulegen.

Gegen seine Gewohnheit folgte Schmidlin's Auge dem hinwegeilenden Jünglinge die Straße entlang nach, und manche Gedanken reihten sich in der Seele des Kanzleiraths an diesen Blick. „Ein glückliches Alter und ein glückliches Temperament," sprach er bei sich; „ich erinnere mich nicht, daß ich je so gewesen; ich wurde im Ernste des Lebens alt, ehe ich jung gewesen. — Darum will mir auch jetzt kein Jugendglück erblühen. Es war Thorheit, auf solches zu hoffen. Mein Bestreben muß fortan, wie bisher, allein darauf gehen, dem Herzoge und dem Lande ein brauchbarer Beamter zu sein!"

Konnte er auch bei diesem Entschlusse ein Gefühl des Schmerzes nicht unterdrücken, so vermochte dasselbe doch die Energie in Erfüllung seiner Pflicht nicht zu schwächen.

9.

Während in Wien in gewöhnter Weise unter mannigfacher Zögerung endlich der Befehl zur Entlassung der schwäbischen Truppen ausgestellt und der Kriegskommissarius abgesandt wurde, um denselben, von dem Kanzleirath begleitet, an die türkische Grenze zu bringen — waren am 20. September die Franzosen über den Rhein gedrungen, hatten einerseits Philippsburg belagert, um von da über Speier in die Pfalz zu fallen, und rückten auf der andern Seite gegen Offenburg und Gengenbach, um über den Schwarzwald den Paß nach Würtemberg zu gewinnen. Als die von Schmidlin abgesandten Nachrichten aus Wien und Regensburg nach Stuttgart gelangten, war die Schreckensnachricht bereits zuvor gekommen.

Monsieur de Juvigny hatte zugleich eine Exekutionsforderung zu Proviantlieferungen an die Armee

überbracht, denen er neue Beruhigungen für die Sicherheit Würtembergs im Falle schleuniger Gewährleistung beifügte.

Der Herzog Administrator sandte einen neuen Boten nach Wien, um den Marsch der Truppen zu beschleunigen. Er selbst eilte von Stuttgart nach Hohentwiel und Ulm, um mit den übrigen schwäbischen Ständen, den Reichsstädten und reichsunmittelbaren Grafen und Herren über die Möglichkeit einer Vertheidigung zu berathschlagen.

Zu gleicher Zeit eilte der Secretär des Envoje mit geheimen Aufträgen desselben nach Philippsburg, wo sich der Generalstab des französischen Heeres mit der Haupttruppenmasse befand.

Es war in den ersten Tagen des Oktober, blau lachte der Himmel über der Laudschaft. Auf den Feldern sproßte die Winterfrucht in frischem Frühlingsgrün; auf den Wiesen blühten die letzten Herbstblumen, glänzende Sommerfäden spannen einen silbernen Schleier darüber hin, Viehheerden weideten unter Glockengeklingel ihre letzten Sprossen ab. Sein Weg führte den Secretär erst das Nekarthal entlang gegen Heilbronn, und von da westlich nach dem Rheine. Friedliche Dörfer am Fuße der herrlichen Weinberge

wechselten mit Waldpartien, aus deren herbstlich bunten Wipfeln Ruinen blickten. Der Secretär, so sehr er Franzose war, konnte sich der Bewunderung der Landschaft nicht enthalten, aber in dieselbe mischte sich der Triumph, auch diese deutschen Ländergebiete bald den Lilien Frankreichs, dem Wappen seines Königsstammes, unterworfen zu sehen!

Andere Gedanken reihten sich an diese. Dem jungen Cavalier, — denn er war von adeliger Familie, und sollte sich in seiner jetzigen Stellung für die diplomatische Laufbahn ausbilden, schwebte das Mädchen vor, dessen Schönheit seine Leidenschaft entzündet, und die anfangs von seinen Huldigungen geschmeichelt schien, aber seit er sich ihr zu nähern versuchte, allen Begegnungen auswich, sich nicht mehr am Fenster zeigte, wenn er vorüberging, und fand er Veranlassung, in's Haus zu kommen, ein streng zurückhaltendes Benehmen annahm.

Die Gluth des jungen Franzosen war durch diesen Widerstand noch erhöht worden, und was er Anfangs nur als amüsantes Spiel während der Entfernung von Versailles behandelte, hatte sich jetzt zur tiefgehenden Leidenschaft entwickelt, die sein ganzes Denken und Streben beherrschte. Die Eifersucht, da

er den Gegenstand seiner Wünsche einem Andern verlobt wußte, hatte diese noch heftiger angefacht.

„Ein französischer Cavalier weicht keinem Gegner, sei es auf kriegerischem oder chevalereskem Felde!“ schloß der Reiter seine Gedankenfolgerungen. „Der deutsche Adler muß sich jetzt den Lilien von Frankreich beugen, und nicht unerhört darf ein Sohn Frankreichs für ein deutsches Bürgermädchen glühen! Dein Widerstand muß weichen, Dorothea! Und bei der Ehre eines ächten Cavaliers! — sie ist schön genug, die frische Rose, um mich selbst noch in Frankreich zu entzücken, und in süßen Schäferstunden zu entschädigen für den Zwang, den die Herrschaft von Madame de Maintenon jetzt den Cavalieren am Hofe auferlegt.“

Zu Philippsburg angekommen, übergab der Secretär seine Briefe dem Marschall de Duras, welcher seinen Stab zusammenberief, um inmitten desselben die mündlichen Mittheilungen des Secretärs entgegenzunehmen.

Eine schauerliche Tafelrunde, welche die Generale im Zelte des Marschalls bildeten, um den runden Tisch vereint, von dem ein blutrother Teppich niederwallte, während ein Armleuchter mit drei Kerzen

die Mitte einnahm, und vom Windhauche zwischen den Zeltwänden bewegt, ein flackerndes Licht auf die wilden Gesichter warf!

Obenan saß der Marschall mit den glänzenden Abzeichen seiner Würde, mit dem vornehmen, früh verlebten Gesichte, welchem Ehrgeiz und Genußsucht, sammt dem kältesten Egoismus den Stempel aufgedrückt. Ihm zur Rechten General Montclar, ein noch ziemlich jugendlicher Mann, dem eine raffinirte, berechnende Grausamkeit aus dem Auge blinkte, während der Brigadier Peyssonnel an seiner Seite in seiner schäbigen Kleidung, mit den scharfen Zügen und dem gierigen Blicke, den habsüchtigen Plünderer nicht verläugnete. Zur Linken des Marschalls der Marquis von Feuquieres, sowohl Kriegsmann wie Diplomat, mit stets verbindlich lächelnder Miene, bei durchdringendem Blicke, mit feiner Spitze am Jabot und duftenden Locken; neben ihm saß Marevauld mit dem frechen Gesichte und der bunten abenteuerlichen Kleidung, mit schwerer goldener Kette über schmutzigem Halskragen. — Endlich finster, schweigsam, in schlechtem Rocke, aber mit einem Blicke, dessen dämonische Wildheit an den Tiger erinnerte — der Brigadier Melac.

Selbst der Secretär fühlte etwas von Schauer, als er den Blick an der Reihe dieser Physiognomien hingleiten ließ. Er empfand, daß das Loos des Landes ein furchtbares wäre, das in diese Hände fallen sollte — aber der Gedanke an Frankreichs Glorie, an die Macht seines Ludwigs, die wachsen müsse, drängte diese flüchtige Regung in seinem rasch aufflammenden Herzen wieder zurück.

Der Marschall eröffnete die Berathung mit der Mittheilung des Briefes von Juvigny. Dann wurde der mündliche Bericht des Secretärs gefordert, der die im Briefe nur angedeuteten Nachrichten über die würtembergischen Zustände ausführlicher darlegen sollte.

Monsieur de Juvigny hatte in seinem Briefe vor allem zu unverweiltem Einfall in Würtemberg ermuntert. Er theilte mit, daß das Land fast ohne Vertheidigungskräfte, auch die Festungen nur schlecht besetzt seien, und ermahnte die Generäle ferner, keinerlei Rücksichten zu nehmen, da Würtemberg sich um Hülfe nach Wien gewandt, und die franzosenfeindliche Gesinnung sowohl der Herzogsfamilie, als des Landes sich unverkennbar genug verrathe, wenn man sie auch nicht offen darzulegen wage.

Um so mehr rieth er, die Zeit zu benützen, ehe die Reichstruppen von Wien ankommen könnten.

Der Inhalt dieser Mittheilung hatte den einstimmigen Beifall der Generäle. Ausführlich wurde nun der Secretär nach den verschiedenen festen Plätzen des Landes, ihrer größern oder geringern Wichtigkeit, und der Art ihrer Befestigung befragt. Durch ihn erfuhren dann die Generäle, daß am wichtigsten der Besitz der beiden ersten Festungen Asperg und Schorndorf, so wie der Universität Tübingen und ihres festen Schlosses sein würde.

„Gut," äußerte der Marschall, „das erste aber sei, daß wir uns der Person des jungen Landesprinzen versichern. Monsieur de Juvigny will uns dafür stehen, daß dieser Stuttgart nicht verlasse, bis wir dort eingerückt sind, schreibt er!"

„Monsieur hat Sorge getragen, von allem unterrichtet zu werden, was im Schlosse vorgeht," versicherte der Secretär, der sodann entlassen wurde.

Erst nun begann der eigentliche Kriegsrath.

„Wir müssen uns der festen Plätze Asperg und Schorndorf versichern, in deren Besitz wir das Land auch gegen die Reichstruppen behaupten können," begann Feuquieres. „Es darf keine Zeit damit ver-

loren werden. Die Uebergabe sollte durch Drohungen zu erlangen sein, damit uns die Belagerung erspart bliebe!"

„Sehr gut, Herr Marquis, mögen Sie es ausführen, Sie sind der rechte Mann," nickte der Marschall, „Sie wären fähig, dem Administrator und der Herzogin das ganze Land abzufordern, ohne gleichwohl doch die Gesetze der Galanterie gegenüber einer Dame und einem Fürsten zu verletzen!"

„Ich danke Euer Excellenz, bitte mir aber den Brigadier Marevauld als Secondanten aus; ich verspreche mir nicht wenig Hülfe von dessen rücksichtsloserem Sinne," lächelte der Marquis mit einer Verbeugung.

„Stehe zu Diensten, Herr Marquis," antwortete der Brigadier, dessen Frechheit bei der Armee sprichwörtlich geworden, und drehte den Schnurrbart, „werde mich jedenfalls nicht durch Klagen oder Bitten irgend welcher Art einschüchtern lassen."

„Erringen die Herren Asperg und Schorndorf auf diese unblutige Weise, so nehme ich über mich, Tübingen im Sturm zu nehmen. — Was meint Ihr, Peysonnel? Die Universität soll ein reiches Capital

haben, und würde wohl eine gute Brandschatzungssumme erlegen können!" rief Montclar aus.

„Bin dabei, General," stimmte Peysonnel lebhaft ein; die Uebrigen lachten, der Marschall nahm eine Priese und nickte:

„Zugestanden, Generals! Wird Tübingen erstürmt, so wird nicht darnach gefragt, was dabei weiter vorgegangen sein mag! — Doch nicht alle meine Generäle haben ihre Stimmen abgegeben? — Brigadier Melac, Ihr habt was einzuwenden?"

„Wenig, Herr Marschall. Nur einen Hauptpunkt, der von den sämmtlichen klugen Herren übergangen worden ist," antwortete der finstere Brigadier.

„Und der wäre?" fragten Feuquieres und Montclar zu gleicher Zeit.

„Wenn die deutschen Truppen anrücken, denken Sie das Land zu behaupten, messieurs?" fragte Melac.

„Wenn die Deutschen anrücken! Bah! Brigadier Melac sorgt weit voraus! Darüber wird's im nächsten Jahre noch Zeit zu berathen sein!" warf Feuquieres hin.

„Melac fürchtet sich vor den deutschen Truppen!

Begehrt Ihr nicht einen Priester? Ich besorge, daß Euer Ende nahe ist?" höhnte Montclar.

„Keinen Spott, messieurs," sprach Melac finster, „man kennt mich in der Armee, deshalb kann ich's sparen, meinen Degen mit Euch Beiden zu messen. — — Mögen die Deutschen sich noch so langsam entschließen, endlich müssen sie doch dazu kommen! — Stehen sie aber einmal in der Schlacht, so stehen sie fest wie angewurzelt und man bläst sie nicht wie im Sturme nieder! — Aller französischen Tapferkeit der Herren Generäle Montclar und Marevauld unbeschadet, frage ich: ist der Zustand unserer Truppen so, um auf die Länge Widerstand zu leisten? Wird es überhaupt möglich sein, uns diesseits des Schwarzwaldes bleibend zu behaupten?"

„Warum nicht, wenn dem Könige so beliebt," warf Montclar hochmüthig ein.

„Was des Königs Wille ist, weiß ich zur Stunde noch nicht. Doch sprecht weiter, Brigadier Melac, Ihr habt einen Vorschlag zu machen," gab dagegen der Marschall sein Wort ab.

„Marschall," fuhr Melac ruhig weiter fort, „mein Vorschlag ist: Was man nicht behaupten kann, das muß man zerstören! — Plündert die Städte aus,

wenn Ihr wollt, aber hernach brennt sie nieder. Sprengt die Festungen, sobald sie in Euren Händen sind, so braucht Ihr sie nicht zu besetzen. Kann man das Vieh nicht hinwegtreiben, so laßt es niederstechen, und ist die Hauptarbeit gethan, so zerstöre man auch die Weinstöcke und Fruchtbäume! — Laßt die Soldaten mit Frauen und Mädchen nach Belieben schalten, aber wenn sie ihre Begierden gekühlt, sollen sie den Weibern sparen, ihre Schmach zu überleben! Wenn man ein Land entvölkern will, muß man mit Frauen und Kindern beginnen."

Selbst die Generäle erbleichten bei diesem schauerlichen Rathe.

„Pfui, Brigadier, in unserer Gegenwart," verwies den Redner der Marschall, dann entstand eine peinliche Pause. Marevauld drehte sich schweigend den Bart; von Feuquieres Lippen entschwand das diplomatische Lächeln; Peysonnel zuckte die Achseln und der grausame Montclar murmelte: „Nero und Attila haben einen Rivalen an Euch erhalten, Melac, in der neueren Geschichte thut's Euch Niemand gleich!"

Er aber, von dem der teuflische Vorschlag gekommen, saß ruhig. Kaum bemerke man ein wilderes Blinken seines grauen Auges.

Der Marschall hatte wiederholt eine Prise genommen, und brach endlich wieder das Schweigen.

„Ein schrecklicher Rath, Brigadier, kein Zweifel; aber er ist bedingungsweise nicht ganz zu verwerfen. Behaupten können wir das Land in die Länge wohl schwerlich, und wünschen gleichwohl nicht, daß die Oestreicher hier Quartier finden!"

„So betrauen Sie den Brigadier Melac mit diesem ehrenvollen Auftrag! Er ist auf's zerstören eingeübt und hat 500 eigens eingeschulte Mordbrenner im Regimente," warf Marevauld bitter hin.

„Ich habe solche, und rühme mich deren. Sie leisten dem Könige gute Dienste," sprach Melac kaltblütig.

„Keinen Zank, messieurs, es leiste jeder das Seinige — so weit es sich mit der Ehre und Menschlichkeit verträgt, merkt Euch das, Brigadier Melac! Wir wollen deshalb einen Theil Eurer Worte vergessen, die wohl nicht ernst gemeint waren! Wissen auch, daß die Offiziere nicht immer für das verantwortlich gemacht werden können, was der Soldat in der Wuth verübt! — Doch nun zur Tafel; wir wollen zusammen die Rheinweine kosten, an die Ihr

Euch hier zu Lande gewöhnen müßt," sprach der Marschall, indem er sich erhob.

Man begab sich in das anstoßende, zum Speisezimmer eingerichtete Zelt, wo der Marschall, der so leicht über den gräßlichen Vorschlag seines Brigadier hinweggegangen, sich als liebenswürdiger Wirth und feiner Hofmann zeigte. Zweideutige Hofgeschichten aus den Zeiten der nun verdrängten Montespan beförderten die Heiterkeit an der Tafel und der vorhergehenden Berathung wurde nicht mehr gedacht, nur Marevauld flüsterte noch Melac zu: „Wenn Ihr einmal zur Hölle fahrt, wird's festlich hergehen. Man wird Euch mit Gluthrossen abholen, und der Höllenfürst in Person wird Euch den Schwefeltrank des Willkomms zur Verdammniß kredenzen!"

Melac verzog kaum eine Miene; noch weniger fand er es der Mühe werth, auf den beißenden Scherz zu antworten. Er war gegen fremde Anklagen, gegen Verachtung der Kameraden, wie gegen das Flehen seiner unglücklichen Opfer gestählt, da er längst die Stimme des Gewissens in der eigenen Brust gemordet.

10.

Wieder waren einige Tage vorübergegangen. Schon streiften die französischen Vorläufer durchs Land; man mußte jeden Tag dem Anmarsch der Haupttruppen entgegensehen, sobald nur Philippsburg sich ergeben. Bange Todeserwartung lastete auf Städten und Dörfern; ein Weg zur Flucht stand nicht offen, denn ringsum, in der Pfalz und im Badischen, lagen die Feinde. Man konnte nur die Zeit nützen, um die beste Habe zu verstecken, und dann Leib und Leben in Gottes Hände zu befehlen.

Um Mitternacht aber wurden im Schloßhofe zu Stuttgart drei schwergepackte Kutschen in größter Stille bespannt. Es war der Herzog Administrator, der, nachdem er die wenige vorräthige Mannschaft in die festen Plätze gelegt hatte, und sich ohne alle weiteren Mittel zur Landesvertheidigung sah, selbst nach Regensburg reisen wollte, um durch per=

sönliche Vorstellungen den Reichstag endlich zum Beschlusse allgemeiner Reichsbewaffnung zu vermögen.

Jetzt in Uebereinstimmung mit seiner Schwägerin, hatte er beschlossen, den Erbprinzen in seiner Begleitung nach Regensburg in Sicherheit zu bringen; ebenso konnte er seine eigene Familie nicht in der Gewalt der Feinde zurücklassen.

Nur die Herzogin Wittwe hatte sich entschlossen, im Lande zu bleiben, um in Abwesenheit des Administrators die Regierung zu führen, und die Gefahr mit den Unterthanen zu theilen.

Die Stunde des Abschieds war da; die herzogliche Familie in Reisekleidern im Speisesaale versammelt, wo sich auch einige vertraute Räthe befanden; ein Diener kam, um zu melden, daß die Wagen bespannt wären.

In stummer Bewegung drückte Magdalena Sybille ihren Sohn ans Herz.

„Weinen Sie nicht, Mama! Ich selbst werde vor dem Reichstage sprechen, werde daran erinnern, daß die deutsche Ehre verlangt, sich im ganzen Reiche gemeinsam wider die Franzosen zu waffnen!“ tröstete sie vergeblich der junge Prinz.

„Euer Liebden sollten mitkommen. Noch ist es

Zeit. Ihr Zurückbleiben ist zwecklos, da das Landesregiment doch von dem übermüthigen Feinde aus Ihren Händen genommen wird!“ sprach Herzog Friedrich Carl.

„Nein, mein durchlauchtiger Bruder. Es müßte die Unterthanen entmuthigen, wenn sie sich in dieser Zeit der Gefahr ganz von dem fürstlichen Hause verlassen sähen,“ antwortete Magdalena Sybille entschlossen.

„Glauben Sie, Frau Schwester, daß ich der Gefahr weiche; daß ich nicht bleiben würde, wenn nur die geringste Möglichkeit vorhanden, etwas zur Vertheidigung des Landes zu thun?“ fragte der Herzog mit loderndem Auge.

„Wollte, Euer Durchlaucht hätten's noch mit einem Landsturm versucht,“ wagte der Kriegsrath Heller einzuwenden.

„Um mit Dreschflegeln und Sensen den wohlbewehrten Franzosen entgegenzuziehen? Nein, man soll wenigstens zu Versailles nicht Stoff zum Lachen durch mich bekommen! Wo wir uns wehren, muß es mit Hoffnung auf Erfolg sein,“ rief der Herzog bitter aus.

„Es ist Mitternacht. Zögern Sie nicht mehr, mein durchlauchtiger Bruder! Wenn ich nur die Nachricht empfangen, daß Sie glücklich über die Grenze gelangt, so mag alles Andere herankommen, was Gott mir schicken will!“ fiel Magdalena Sybille ein.

Es erfolgte ein kurzer, doch inniger Abschied. Die Herzogin tauschte Abschiedskuß und Gruß mit ihrem Schwager, ihrer Schwägerin, hauchte einen segnenden Kuß auf die zwei kleinen Prinzen des Paares, die schlafend zum Wagen getragen wurden, den späteren Herzog Carl Alexander und seinen Bruder. — Zuletzt schloß sie noch einmal den fürstlichen Sohn an's Herz; ein heißer Thränenstrom der ihm entstürzend, ihre Wangen netzte, verrieth ihr, daß auch seine jugendliche Fassung erschüttert sei. — Sie selbst entzog sich nun seinen Armen und begleitete die Scheidenden in den Schloßhof.

Geräuschlos wurden die Wagen bestiegen; der Administrator mit seiner Familie nahm im einen, der Erbprinz mit zwei Begleitern, seinem Erzieher und noch einem Cavalier im zweiten Platz; in dem dritten fuhr die Dienerschaft.

Noch ein geflüstertes Lebewohl, dann fuhren die

Wagen ab; die Räder waren umwickelt, die Kutscher gingen neben den Pferden her, um jedes Geräusch zu vermeiden, denn die Entfernung des Administrators und Erbprinzen sollte dem französischen Gesandten noch wo möglich über einen Tag unbekannt bleiben, weil er sonst leicht den schon im Lande anwesenden Streifzüglern Winke geben konnte, ihnen nachzusetzen.

Bleich, mit klopfendem Herzen kehrte die Herzogin ins Schloß zurück, wo sie sich zuerst in das Schlafzimmer der kleinen Prinzessin begab, die sie am besten unter ihren eigenen Augen geborgen geglaubt. Ruhig schlief das Kind, leicht gingen die Athemzüge über die rosigen Lippen, die im Traume lächelten. Die fürstliche Mutter und Wittwe aber kniete an dem Bettchen nieder, um aus heißem Herzen Gott den Herrn um glückliches Gelingen der Flucht ihres Sohnes, um Schutz und Beistand für das bedrohte Land, das sie berathen sollte, anzuflehen. Nur der lebendige Glaube hatte ja ihr, der verwittweten Schutzlosen, den Heldenmuth verliehen, um die Tage des Schreckens mit ihren Unterthanen zu theilen!

Zwei Tage darauf erhielt die Herzogin durch

einen Eilboten die trostvolle Nachricht, daß die fürstlichen Reisenden wohlbehalten zu Ulm angelangt wären, von wo ihnen der Weg durch Baiern nach Regensburg offen stand.

Magdalene berief sogleich ihren Geheimenrath zusammen, um ihm die beruhigende Mittheilung zu machen. — Da ließ sich **monsieur de Juvigny** melden!

Die Räthe tauschten beklommene Blicke, sie wußten, daß der Franzose Rache brüten würde, wenn er erfahren, daß er hintergangen worden — nur der Herzogin Augen leuchteten; wußte sie doch ihren Sohn in Sicherheit!

Der Envoje hatte kaum die Antwort auf seine Meldung erwartet, als er auch schon in das Kabinet trat. Sein Gesicht war bleicher, als sonst, seine Augen funkelten unheimlich, und kaum legte er noch einige Ehrerbietung in den Ton, in dem er die Herzogin anredete:

„Ich bitte Euer Durchlaucht im Namen meines Königs um Widerlegung der unglaublichen Nachricht, daß der Herzog Administrator mit dem Landesprinzen das Land verlassen?“

„Der Herzog Administrator hat für nöthig ge-

funden, seinen reichsfürstlichen Pflichten gemäß, den Reichstag zu Regensburg zu besuchen. Für den Prinzen erachteten wir Beide bei den uns angekündigten Kriegsunruhen den Aufenthalt hier nicht für ersprießlich," antwortete die Herzogin mit edler Würde.

„Obwohl Euer Durchlaucht die besten Versicherungen hinsichtlich der Gesinnungen des Königs von Frankreich für den Prinzen gegeben worden waren!" warf der Envoje ein; — — „gut Madame! wir wissen sehr wohl, in welcher Absicht der Herzog Administrator den Reichstag besucht! — Sie haben die Freundschaft, die Huld des größten Königs zurückgestoßen, und seine Feindschaft erwählt. — Euer Durchlaucht muß wissen, daß von der Schonung, die Ihnen zugesagt, fortan keine Rede mehr sein, sondern das Land als feindlich behandelt werden wird!"

„Monsieur," antwortete vollkommen gefaßt die Herzogin, „von dieser angeblichen Schonung ist in den gleichfalls neutralen badischen und pfälzischen Landen, wo Ihre Truppen eingefallen, wenig verspürt worden, weshalb nicht zu verargen, wenn wir derselben mißtrauen! — Auch hat die uns ange-

drohte unerschwingliche Kriegskontribution uns keines Bessern überzeugen können!"

„So fordern Euer Durchlaucht uns heraus? Vielleicht in Aussicht einer schnellen Hülfe aus Wien?" höhnte der Envoje.

„Wir fordern Sie nicht heraus, sondern vertrauen noch jetzt auf die Ehre und Menschlichkeit Ihrer Truppen und deren Anführer, wenn aber diese uns trügen, doch auf Gottes Hülfe und höchste Macht!" erklärte Magdalene Sybille.

„Ich werde die Ehre haben, nächster Tage wieder eine Audienz bei Eurer Durchlaucht nachzusuchen!" sprach der Envoje noch mit vielsagendem Blicke, indem er sich zurückzog.

„Laßt uns Gott vertrauen, meine Getreuen, und nächst seiner auf einen schleunigen Succurs vom Reichstage, der dem Herzog Administrator jetzt nicht mehr verweigert werden darf," tröstete die Herzogin ihre Räthe, die sie entließ.

Ein trauriges Schweigen derselben beurkundete, welche geringe Hoffnung sie auf einen schleunigen Entschluß des deutschen Reichstags setzten!!!

11.

Als der Kriegsrath Heller nach dieser Sitzung aus dem Schlosse nach Hause zurückkam, traf er die Frau Stadtvögtin Schmidlin dort seiner harrend, die, als seiner Familie befreundet, häufig bei ihm einsprach, um nach Nachrichten von ihrem Sohne zu fragen.

„Keine neue Nachrichten, Frau Baase, würde sonsten nicht ermangelt haben, solche zu Dero Kenntniß zu bringen," beeilte er sich etwas unmuthig, ihrer Anrede zuvorzukommen, da er sich bei der gedrückten Stimmung dieses Augenblicks nicht gerne auf die oft weitläufigen Erörterungen der Frau Stadtvögtin einließ.

„Habe keine solche erwartet, komme vielmehr, mich bei dem Herrn Rathe zu erkundigen, was derselbe von der jetzigen Kriegsconstellation hält, und ob die schreckhaften Propositionen, die man stellen

will, von Grund sein sollten?" versetzte die Angeredete mit vieler Würde.

„Ich kann leider nicht Nein sagen, verhoffe aber, daß mindestens zu Stuttgart durch der Herzogin Gegenwart man vor den ärgsten Drangsalen verschont werden möchte," antwortete der Kriegsrath seufzend.

Dies war's, was die Frau Stadtvögtin zu wissen gewünscht, die sich nun unter Entschuldigungen und Danksagungen empfahl.

Nach Hause zurückgekehrt, berief sie den Scribenten ihres Sohnes zu sich, der sich seit der Rückkehr von Wien wieder an den Schreibtisch gekettet sah, und stellte die Frage an ihn, ob er etwa geneigt wäre, eine Botschaft an ihren Bruder, den Herrn Pfarrer, zu übernehmen, den sie mit seiner Familie nach Stuttgart einzuladen dachte?

„Wäre mein Sohn anwesend, so würde er selbst die Verwandten hierher holen, so aber erweise ich Ihm, Ehrhardt, als einem rechtschaffenen jungen Manne von guten Sitten dies Vertrauen; hoffe nicht, daß jetzt schon Gefahr mit der Reise verbunden sein sollte," schloß sie ihre Erklärung.

„Und wenn auch — was mich betrifft, Frau Stadtvögtin, so habe ich weder Eltern noch Ge-

freundte, die um mich weinen würden, so mir etwas zustöße. — Sollte ich nicht heute Abend noch abreisen?" erwiderte der junge Mann mit aufrichtiger Bereitwilligkeit.

„Es wird Zeit haben bis morgen früh. Er nimmt ein Pferd, und wird dann bis zum Abend an Ort und Stelle kommen," antwortete die Stadtvögtin.

Während nach dieser Verabredung der Scribent eilte, sich das Nöthige zu bestellen, setzte die Frau Stadtvögtin mit steifer Handschrift und geschraubtem Style, wie die Zeit ihn wollte, einen Brief an ihren Bruder auf, worin sie ihm dringend an's Herz legte, wenn er selbst eine Zuflucht in ihrem Hause ablehnen sollte, doch seine Enkelin hier vor den Gewaltthaten der Soldaten zu sichern.

Kostete der Brief auch ziemliche Mühe, so unterzog sich die rüstige alte Frau derselben doch gerne. Regten sich doch neben der pflichtlichen Besorgniß um ihre Verwandten Erwägungen und Pläne in ihrer Seele, welche geeignet waren, fast selbst den Kriegsschrecken aus ihrer Erinnerung zu verdrängen. — Pläne für das Glück ihres Sohnes und der Enkelin ihres Bruders, die ein solches gewiß dankbarer zu schätzen wußte, als manche Städterin, die

sich auf ihr schönes Gesicht und den Rang ihres Vaters große Dinge einbildete. Bedächtig überlas die Schreiberin den vollendeten Brief, nachdem sie ihren vollen Tauf- und Familiennamen sammt der ihr zukommenden Rangbezeichnung ihres weiland Eheherrn darunter gesetzt. Mit großer Befriedigung siegelte sie ihn, und indem sie sich nachdenklich im Stuhle zurücklehnte, erging sich ihre Erinnerung in vergangenen Zeiten, an dem Tage, an dem sie — nur 3 Jahre nach dem Ende des 30jährigen Krieges — ihre eigene Hochzeit gefeiert. Sie sah sich wieder prangend — im Brokatkleide und in der Schönheit der Jugend — das Kleid hatte sich bis daher erhalten, aber die Schönheit und die Jugend waren dahin:

„Was hilft ein goldgelb Haar — Augen cristallenklar — Lippen corallenroth — Alles vergeht im Tod!" — schloß die Frau Stadtvögtin ihre Betrachtungen, da der Glockenschlag neun sie mahnte, zur Ruhe zu gehen. „Ja so ist's, und doch legt man so großen Werth darauf; — bin neugierig, ob Magdalena so hübsch ist, wie man mir gerühmt hat. Möchte doch gerne in Stuttgart zeigen, daß auch auf dem Lande was Feines gedeihen kann!"

Am andern Morgen reiste der Scribent ab, sobald die Thore geöffnet waren.

Von Feinden sah er unterwegs noch nichts, dagegen ward er in jedem Orte, das er berührte, Zeuge der Bestürzung und Angst, die im ganzen Lande herrschte.

Hätte der junge Mann nicht einiges Mitgefühl mit dem allgemeinen Jammer empfunden, so hätte er sich fast über die Aufregung freuen mögen, die mit einemmale in das nüchterne Leben gekommen war — mit einer gewissen geheimen Neugier sah er dem Anblick der raschen, ruhmreichen Franzosen entgegen.

Abends endlich langte er wohlbehalten in dem Dorfe an, wo Magister Heim Pfarrer war.

Es war ein gar stattliches Dorf, durch dessen Gassen er nun ritt. Große Bauernhäuser mit Scheunen und Viehställen verriethen Wohlhabenheit. Das weithin sich dehnende Feld war von ebenso unabsehbarem, jetzt entlaubten Walde begrenzt, über dem soeben die goldene Mondscheibe aufging; eine einsame, doch friedvolle Landschaft.

Das Pfarrhaus war verschlossen, Orgelschall und Gesang aus der nahen Kirche erklärten die Ab-

wesenheit der Familie. Auch den Ankömmling zogen die feierlichen Klänge zu so ungewohnter Stunde dorthin, und obwohl vom langen Ritte ermüdet, begab er sich, sobald er sein Pferd untergebracht, nach der Kirche.

„Mitten wir im Leben sind, von dem Tod umfangen," tönte ihm der Gesang aus dem dunkelnden Raume entgegen, in dem nur einige Lichter vom Altare her einen matten Schein warfen.

Von plötzlichem Ernste ergriffen, stimmte der Jüngling in das erschütternde Lied mit ein.

„Heiliger, barmherziger Heiland, du ewiger Gott, laß uns nicht versinken in des bittern Todes Noth; Erbarme dich unser!" schloß der Choral. Die Gemeinde kniete nieder, der alte Pfarrer trat an den Altar, um mit Anfangs zitternder Stimme einige Buß- und Trostpsalmen David's zu lesen. Den Worten des königlichen Sängers und Hirten, der vor Jahrtausenden in tiefer Noth zu Gott geschrien, schloß der geistliche Hirte ein Gebet an, wie es die augenblicklichen Verhältnisse eingaben. Seine Stimme hatte die anfängliche Schwäche überwunden und scholl kräftig durch die Kirche hin, aber unterdrücktes Schluchzen aus den Reihen der Gemeinde begleitete

dieselbe und wuchs, Alles überwältigend, so an, daß es ihn fast übertönte.

Endlich schloß ein lautes: „Amen,“ in das die Gemeinde mit einstimmte, das Gebet, dann ertheilte der Pfarrer mit ausgebreiteten Händen den Segen des Herrn, und indem sich die Knieenden erhoben, stimmte die Orgel den Choral an: „Befiehl du deine Wege!“

Sänftigend und tröstend klangen die Accorde desselben zu den gepreßten Herzen, und das Schluchzen löste sich in Gesang auf.

Auf den jungen Stuttgarter hatte nie ein Gottesdienst so tiefen Eindruck geübt, wie diese Abendbetstunde in dem abgelegenen Albdorfe. Der Ernst der Zeit sprach jetzt erst mahnend zu seinem Herzen, als er über die weinenden Mütter und Kinder, die Väter mit den sorgendurchfurchten Stirnen hinblickte; als sein Auge auf der ehrwürdigen, ihm noch bekannten Gestalt des Pfarrers weilte, und endlich gegenüber vom Altare auf eine Gruppe fiel, in der er Frau und Enkelin desselben vermuthen mußte. Erstere, eine alte Frau in einfachem, aber anständigem schwarzen Kleide, das sanfte, doch unverkennbar lebensmüde Gesicht und die silbergrauen Haare von weißer Haube umschlossen. — Letztere

ein junges Mädchen von zartem Wuchs und lieblichen Zügen, deren Ausdruck ohne den sinnigen Ernst ihres dunkeln Auges fast noch kindlich erschienen; auch sie nicht ganz städtisch, obwohl besser als die Bauernmädchen gekleidet; die braunen Haarflechten einfach um den Kopf gewunden, während die Städterinnen sie in hoher Frisur zu ordnen pflegten.

Sie Beide verhielten sich während des lauten Jammers in der Kirche ruhig, aber während die alte Frau von jener Ergebung erfüllt schien, welche die schwersten Kämpfe des Lebens schon hinter sich weiß, hing das seelenvolle Auge des Mädchens bald innig am Altare, bald flog es durch die Reihen der Gemeinde, in deren Mitte sie aufgewachsen war, und eine jugendliche Wärme der Empfindung, die sich selbst in der Besorgniß um die Andern vergaß, leuchtete aus demselben.

„Auf, auf, gieb Deinem Schmerze
Und Sorgen gute Nacht;
Laß fahren, was das Herze
Betrübt und traurig macht.
Bist Du doch nicht Regente,
Der alles führen soll,
Gott sitzt im Regimente
Und führet alles wohl“

schloß jetzt der Gesang.

„Und so geht hin“ nahm der alte Pfarrer noch einmal das Wort: „Geht hin im Namen des Herrn, der vom Tode errettet. Und sollten wir uns zum letzenmale hier an heiliger Stätte vereinigt haben, so laßt uns jetzt noch in der elften Stunde die Gnade ergreifen, die uns geboten ist, damit wir in der ewigen Friedensstadt uns wieder zusammenfinden, wo Gott selbst abwischen wird alle Thränen von unsern Augen; wo der Tod nicht mehr sein wird, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen!“

Mit diesen Worten wollte der ehrwürdige Redner den Altar verlassen, aber er schwankte und sank auf dessen Stufen nieder.

Man eilte ihm schnell zu Hülfe und er wurde von einigen Männern nach Hause getragen, wohin Frau und Enkelin ihm folgten.

Der Scribent erfuhr auf sein Befragen von andern Gemeindegliedern, daß der Pfarrer, schon seit mehreren Wochen krank liegend, sich bei der Kunde der drohenden Feindesgefahr aufgerafft, um seiner Gemeinde noch einmal seelsorgerlichen Trost zu spenden.

Tiefbewegt begab sich auch der junge Mann nun in’s Pfarrhaus. Man hatte den erschöpften Kran-

ken zu Bette gebracht, wo er sich bald soweit erholt, um den Boten seiner Schwester zu sich berufen zu können.

„Herr Scribent Ehrhardt?“ begrüßte er den Eintretenden mit schwacher Stimme aber schneller Erinnerung, indem er ihm die Hand bot. „Doch keine schlimme Botschaft von meiner Schwester?“

Ehrhardt überreichte den Brief, den der Kranke sich von seiner Enkelin vorlesen ließ.

„Sehr freundlich von meiner Schwester Margarethe,“ sprach er nun: „was mich betrifft, so würde es, wäre ich auch rüstig, doch dem Hirten schlecht anstehen, seine Heerde in einer Zeit zu verlassen, da reißende Wölfe einbrechen. Meine Frau wird mich schwerlich verlassen wollen, aber für meine Enkelin nehme ich die angebotene Zufluchtsstätte mit Dank an.“

„Ja Lenchen soll in die Stadt, wir werden Beide Allem ruhiger entgegensehen, wenn das Kind nur in Sicherheit ist,“ stimmte die Pfarrfrau bei.

„Schickt mich nicht von Euch, Großvater,“ flehte das Mädchen liebkosend; „ist Gottes Schutz nicht auch hier bei uns, und die Gefahr nicht auch dort?“

„Du weißt nicht Kind, um was du bittest; ver-

suchen wir nicht Gott, Christian, wenn wir das Mädchen hier behalten?" wandte die Pfarrerin ängstlich ein.

„Laß es ruhen bis morgen früh, da wollen wir es entscheiden," sprach der Pfarrer.

„Nehmen der Herr Ehrhardt es nicht seltsam auf, wenn wir der freundlichen Einladung meiner Schwägerin nicht sogleich entsprechen. Das Kind ist noch nie über eine Nacht auswärts gewesen, darum fällt so ein Scheiden ihr schwer, insonderheit jetzt, wo ihr Großvater so darniederliegt," entschuldigte sich die rücksichtsvolle Pfarrerin bei Seite gegen den Scribenten.

Der Kranke wünschte jetzt zu ruhen und der junge Mann zog sich in die Wohnstube zurück, wo die Enkelin des Pfarrers das Nachtessen auftrug, bei dem sich nach ländlicher Sitte auch die Dienstboten mit am Tische einfanden. So freundlichen Wesens aber Magdalene sonst auch sein mochte, so schien sie doch gegen den Gast, der sie von den Großeltern und der Heimath hinweg in die Stadt holen wollte, eine Abneigung zu empfinden; auch der Scribent, sonst nicht eben schüchtern, wußte jetzt nichts zu reden, und so herrschte ein etwas drücken-

des Schweigen am Tische, bis auch die alte Pfarrfrau, die bei dem Kranken zurückgeblieben, herzukam, um, da jener entschlummert, in ihrer freundlichen Weise, die auch der Kummer nicht zu bewältigen vermochte, einige Worte an den Gast zu richten.

„Hat Er auch noch Eltern, mein Sohn?“ fragte sie, nachdem erst die neuesten Kriegsereignisse besprochen worden waren.

„Weder Eltern, noch Geschwister,“ lautete seine Antwort; „ich habe die Ersteren in früher Kindheit verloren und wurde von entfernten Verwandten erzogen.“

„So hat Er jetzt um so weniger Sorgen auf dem Herzen; die Sorge um liebe Angehörige thut weher, als die um sich selbst,“ seufzte die alte Frau, indem sie das Auge wehmüthig auf ihre Enkelin wandte, die eben zum erstenmale dem frühe Verwaisten einen Blick der schüchternen Theilnahme schenkte.

„Ich weiß nicht, Frau Pfarrerin, es ist einem doch auch so öde zu Muthe, wenn man für gar Niemand außer sich Sorge zu tragen hat,“ meinte der junge Mann.

„Er mag auch darin Recht haben,“ pflichtete ihm die alte sanfte Frau bei, während Magdalene aber-

mals und mit wärmerem Interesse das Auge auf ihm ruhen ließ; — da schreckten plötzlich die Glocken, die im Geläute anschlugen, sie sämmtlich auf. Bis in's innerste Herz durchzuckte der sonst so feierlich friedliche Klang sie Alle; die jungen Leute blickten sich unwillkührlich in schaudernder Frage an; die alte Pfarrfrau aber öffnete die Nebenstube, wo der Kranke, von dem Geläute erwacht, lag.

„Gehe eines hinweg, um nachzusehen, warum geläutet wird, ehe ich darum gefragt werde?" nahm dieser, am schnellsten gefaßt, das Wort.

Aber er hatte kaum ausgeredet, als der Schultheiß, ein rüstiger Bauer in den Fünfzigen, in die Stube trat.

„Ich ließ Sturm läuten, Herr Pfarrer," redete derselbe den Kranken an; „habe mich schon mit den Bauern resolvirt, daß wir uns zusammen rotten, und das Gesindel mit bewaffneter Hand empfangen wollen. Die von der Nachbarschaft werden sich zu uns schlagen. Weiber und Kinder schicken wir in den Wald!"

„Ich ahnte etwas von Eurem Beschluß, aber habt ihr bedacht, Schulze, daß eine Hand voll Bauern nichts gegen einen zehnfach überlegenen Feind

vermögen wird? daß Ihr vermuthlich denselben nur um so mehr erbittert?" warf der Pfarrer ein.

„Wir haben's bedacht, und ist uns die Uebermacht gar zu groß, so ziehen wir uns zurück; wo wir aber nur auf einen Haufen Streifzügler treffen, wie wir vermuthen, so wollen wir sie zurücktreiben, oder lieber mit den Waffen in der Hand sterben, als uns todtschlagen lassen, wie Hunde! — Wir hatten gehofft, daß der Herzog einen Landsturm aufbieten sollte. Es würde jeder Mann, der eine Waffe tragen kann, mitgezogen sein! — Nun decken wir mindestens Weibern und Kindern den Weg zur Flucht. — Aber wie steht's mit Euer Ehrwürden?"

„Ich kann nicht mehr fliehen, brauche auch die Feinde nicht mehr zu fürchten," sprach der Schwerkranke.

„So laßt Frau und Enkelin flüchten, hier können sie nicht bleiben. Und nun, auf Leben und Tod: b'hüt' Gott, und vergelt's Gott, was Euer Ehrwürden an der Gemeinde gethan!"

Mit diesen Worten dem sterbenden Seelsorger die Hand drückend, eilte der rüstige Mann hinweg.

„Ja," äußerte der Pfarrer gegen den Scriben-

ten: „die Herren in Stuttgart kennen das Landvolk nicht und haben es daher zu wenig geschätzt. — Aber nun, mein Sohn, bittet Dich ein Sterbender, meine Frau und Enkelin nach dem Walde zu bringen. Verliert keinen Augenblick; ich fürchte, unsere Bauern können die Feinde nur kurze Zeit aufhalten."

„Ich sollte Dich in Deinen letzten Stunden verlassen?" rief die Pfarrerin aus; „liegt an Deinem Leben nicht mehr als an dem meinen? Magdalene soll sich mit dem Herrn Scribenten retten. Sie sind Beide jung und rasch und werden sich schneller flüchten können, als dies meinen alten Gliedern möglich wäre."

„Ich flüchte mich nicht allein, aber wenn Herr Ehrhardt Mitleid mit uns hat, so helfe er uns doch den Großvater in ein Versteck bringen. Sollten wir nicht im Kirchthurme oben sicher sein?" erklärte das Mädchen mit Entschiedenheit.

„Lenchen hat Recht, gesegnet sei Dein Gedanke, Kind! Tausendmal Dank, junger Mann, wenn Er uns helfen will, den Kranken dort hinauf in Sicherheit zu bringen," stimmte die Pfarrerin bei.

Der Scribent erklärte sich zu Allem bereit, was er irgend thun könne, und der Kranke mußte nach-

geben, da er sah, daß weitere Zureden zur Flucht vergeblich sein würden.

Er versuchte, sich zu erheben, aber seine Kraft versagte und er wäre zu Boden geglitten, hätte ihn nicht Ehrhardt in den Armen aufgefangen.

„Ich kann Seine Ehrwürden tragen," beruhigte der junge Mann die bestürzten Frauen. So wurde der Entkräftete in eine Decke gehüllt und Ehrhardt belud seine jugendlich kraftvollen Schultern mit der ehrwürdigen Last.

Die Pfarrerin folgte mit Magdalenen, nachdem sie die Dienstboten ermahnt, sich den Flüchtlingen anzuschließen, um nicht nutzlos deren Leben mit der Familie zu gefährden.

Mit wenigen Schritten hatten sie die Kirche erreicht, in deren kaltem dunklem Raume wenige bleiche Mondstrahlen zitterten. Im Hintergrunde desselben befand sich in der Nähe des Chors das kleine, kaum bemerkbare Pförtchen, das in den Thurm führte.

Da es verschlossen war, ließ der Scribent den Sterbenden auf die hölzernen Stufen des Altars nieder, an dem derselbe Jahrzehnte lang den Segen des Amtes, das die Versöhnung predigt, gespendet. Den kräftigen Armen des jungen Mannes vermochte

die kleine Thüre nicht zu widerstehen; sie öffnete sich, und bei dem schwachen Schimmer einer Leuchte, die Magdalene trug, zeigte sich eine enge, steile, in die Mauer gebaute Treppe. All seine Kräfte zusammenraffend, trug der Scribent den Kranken diese hinan, während Magdalene, wohlbekannt mit dem Wege, den sie als Kind oft schauernd mit Altersgenossen bestiegen, als Führerin voranging.

Wohlbehalten erreichten sie das Glockenhaus, von wo eine Leiter noch weiter empor in den Knopf des Thurmes führte. Auch diese wurde erstiegen und der erschöpfte Kranke auf einige Kissen gebettet, womit sich Magdalene beladen; dann klommen die beiden jungen Leute wieder hinab, um auch die alte Pfarrfrau, die in der Kirche zurück geblieben, sicher in die Höhe zu geleiten.

Magdalene hatte ihren Begleiter aufmerksam gemacht, zuvor noch den Eingang des Thurmes zu verdecken. In einer Ecke der Kirche stand nach dörflichem Brauche die Todtenbahre für Begräbnißfälle bereit. Ehrhardt trug sie herbei und lehnte sie aufgerichtet vor die erbrochene Thüre.

Ein unabweislicher Schauder aber befiel die beiden jungen Leute, als sie, Magdalene mit der Leuchte,

und der Scribent, die Pfarrfrau mehr tragend als führend, den gefährlichen Weg noch einmal zurücklegten.

Sie befanden sich nun in einiger Sicherheit.

Aber der Platz war eng, so daß der Kranke, an die Mauer gelehnt und von den Kissen unterstützt, in sitzender Lage zu verharren genöthigt war, während seine Frau auf einer, Magdalene auf der andern Seite neben ihm knieten, der Scribent aber aufrecht stand.

„Wie ist Euch, Großvater?" fragte das Mädchen den Schwerathmenden zärtlich besorgt, während seine alte Ehefrau ihre Blicke nur schweigend auf das bleiche Antlitz des Gefährten ihres Lebens heftete.

„Es geht besser — immer besser," hauchte der Kranke.

Ehrhardt machte darauf aufmerksam, daß ein Lichtschimmer, durch die Mauerritzen dringend, sie verrathen könnte, und da der Kranke zustimmend winkte, wurde es gelöscht.

Dunkel wars nun in dem engen Raume; dagegen bot eine schmale Fensterritze dem Scribenten einen Durchblick auf die nächtliche Landschaft.

Eine Zeit lang herrschte tiefes Schweigen, man

hörte nur die schweren Athemzüge des Kranken, der zu schwach war, um den Seinigen noch Zuspruch zu geben.

Nicht lange aber, und das noch ungeschwächte Ohr desselben hatte, fernher hallend, ein Geräusch vernommen.

„Hört Er nichts, mein Sohn?“ fragte er mit Anstrengung.

„Ich höre schießen, Ehrwürden,“ antwortete Ehrhardt.

„Ja, es wird geschossen, und unsere Bauern stehen diesen Kugeln gegenüber — Gott schütze sie — Gott genade denen, die fallen — Gott genade uns Allen, um des theuren Blutes seines Sohnes Jesu Christi willen!“ brachte der Sterbende mit versagender Stimme hervor.

Ein Röcheln folgte auf diese Anstrenguug, dann ward es stille.

„Aehni,“ rief die Enkelin ängstlich — „fühl' an — seine Hand ist kalt, Großmutter!“

„Stille, Kind, laß ihn ruhen; er ruht ja süß,“ antwortete die alte Pfarrfrau tonlos.

„Will Er nicht Licht machen, Ehrhardt?“ fuhr das Mädchen in ängstlichem Flüstern fort.

„Wir dürfens nicht wagen, liebe Jungfer; auch können wir seine Ehrwürden nichts mehr nützen, sein Kampf ist vorüber. Er ist segnend als ein ächter Diener Gottes gestorben," tröstete der junge Mann tiefbewegt.

Ein krampfhaftes Schluchzen verrieth den tiefen Schmerz des zum zweitenmale verwaisten Mädchens; nur die alte, nun verwittwete Frau blieb lautlos über dem Leichnam geneigt.

Ehrhardt wandte seine Aufmersamkeit wieder dem fernen Kampfe zu.

Das Schießen wurde jetzt schwächer; eine der Partheien schien unterlegen zu sein oder sich zurückgezogen zu haben. Welche die siegreiche gewesen, blieb nicht im Zweifel, da bald die Hufschläge einer starken Reiterschaar vernehmlich wurden. Obwohl er mit allem furchtlosen Jugendmuthe begabt war, fühlte doch Ehrhardt sein Herz stark pochen, aber er hütete sich, der Pfarrfrau und ihrer Enkelin etwas von dem Herankommen der Gefahr mitzutheilen, bis schmetternde Trompetenstöße ertönten, und Magdalene mit flüsternder Stimme fragte: „was bedeutet dies? Sind sie da?"

„Sie sind da, sie überfallen das Dorf, wie ich

am Lärmen höre. Seid getrost, Frau Pfarrerin und liebe Jungfer; sie werden plündern, und wieder abziehen, ohne uns aufzufinden," antwortete Ehrhardt.

„Die Kranken und Alten im Dorfe, die nicht flüchten konnten, wie wird es ihnen ergehen?" seufzte Magdalene; nur die alte Pfarrfrau verharrte in theilnahmlosem Schweigen.

Wieder ward es stille im Thurme, mit bleierner Schwere ging Stunde um Stunde vorüber, nur unterbrochen vom einförmigen Tik—tak der Uhr, von dem Glockenschlage, der hier oben gellend stark ertönte, und dem Flattern einiger Nachtvögel, die im Thurme nisteten und durch die Flüchtlinge aufgeschreckt worden. Nur Ehrhardt, an die Fensterritze gelehnt, vernahm die verworrenen Laute von unten, wildes Fluchen und Schelten, Pferdegewieher und das klagende Brüllen des von den Soldaten in Ermangelung der geflüchteten menschlichen Bewohner getödeten Viehes. Einmal zwar scholl der Lärm auch in der Kirche, wo die Franzosen eingedrungen, um nach Flüchtlingen oder versteckten Habseligkeiten zu suchen. Aber sie verließen dieselbe wieder, ohne den Weg zum Thurme gefunden zu haben. Ein tiefes

Athemholen und leises Dankgebet von Magdalenen verriethen Ehrhardt, daß sie gehört, was unten vorging, und davor erzitterte; nur die Pfarrfrau gab auch jetzt kein Zeichen einer Aufmerksamkeit auf das, was um sie vorging.

Schon glimmte das frühe Roth, das dem Tagesanbruch vorangeht, am östlichen Himmel, da erbebte das Herz des jungen Mannes — es brachen Flammen aus dem Dorfe empor, und zwar zugleich auf mehreren Seiten; das Pfarrhaus war unter den ersten, die in Brand standen.

Auch jetzt wagte der schaudernde Zuschauer nicht, seine Gefährtinnen auf den schrecklichen Anblick aufmerksam zu machen. Er selbst vermochte kein Auge von demselben zu wenden. Er sah die Flamme um sich greifen, sah sie gierig von Haus zu Haus lecken, während lautes Geräusch und Pferdegetrappel den Abzug der französischen Unholde verkündete.

„Ich muß hinabgehen, um nachzusehen, wie es steht. Aengstige Sie sich nicht, liebe Jungfer, ich hoffe, es ist im Augenblick keine Gefahr da,“ sagte er zu Magdalenen.

„Ich habe keine Angst. Wecke der Herr nur die

Großmutter nicht auf, sie schläft aus Kummer und Müdigkeit," antwortete das Mädchen leise.

Ehrhardt stieg den im Dunkel gefährlichen Weg hinab, er wollte sich in der Nähe überzeugen, ob die Feinde den Ort wirklich geräumt, und hegte überdies Besorgniß, daß sich der Brand auch der Kirche mittheilen möchte. Doch beruhigte ihn, als er unten angekommen, der Augenschein. Da sie von Steinen erbaut war, auch ziemlich isolirt stand, nur das Pfarrhaus in der Nähe hatte, von dem jetzt ein günstiger Wind die Flammen nach entgegengesetzter Richtung trieb, so war sie unversehrt geblieben. Ihre augenscheinliche Eile mochte die Brandstifter abgehalten haben, noch besonders für Zerstörung des heiligen Gebäudes Sorge zu tragen.

Im brennenden Dorfe war alles still geworden, selbst das Schmerzgebrüll des eingeschlossenen Viehes war erstickt. Nur das Knistern der Flammen hörte man noch. Die meisten Häuser sanken bereits in rauchende Schuttstätten zusammen, andere, von dem Feuer erst ergriffen, flammten eben in sprühender Lohe auf.

Sich von dem hoffnungslosen Anblick abwendend,

kehrte der junge Mann in den Thurm zurück, wo schon ein Dämmerlicht herrschte.

„Welch ein Anblick!" rief Magdalene, an der Fensterlücke lehnend, dem Heransteigenden flüsternd zu. „Gott sei Dank, daß mein frommer Aehni dies nicht mehr mit anschauen durfte! Verhehle der Herr mir nichts, brennt auch die Kirche? Ist uns der Rückweg versperrt? Der Thurm ist voll von Rauchgeruch!"

„Er kommt vom Dorfe; die Kirche selbst ist unversehrt. Aber die Feinde sind fort, wir können das Versteck verlassen!" berichtete Ehrhardt.

„Und wohin sollen wir uns kehren, da das Dorf in Asche liegt?" fragte das Mädchen zurück; „meine arme Ahne! Wie soll's ihr in ihren alten Tagen ohne Obdach gehen? Wie sie ermüdet noch schläft!"

Der Scribent, dem die Lage der Schlummernden seltsam vorkam, näherte sich derselben und befühlte ihre Hand.

„Liebe Jungfer," sprach er nach einer bangen Pause, „gräme Sie sich nicht mehr um die Frau Ahne; ihr ist wohl; sie braucht nicht mehr ohne Obdach zu irren!"

„Todt ist sie also? Auch sie heimgegangen," fragte

das Mädchen flüsternd, indem sie sich herabbeugte und die Hand faßte, die kalt und leblos in der entseelten des Gatten lag. Tiefbewegt standen der Jüngling und das Mädchen neben den beiden im Tode Vereinten. Ein weihevoller Ernst drängte bei dem Anblick derselben auch die Trauer zurück.

„Sie hat den Ehegatten nicht überleben können, an dem ihr Herz so treu hing! Wohl ihr, wohl ihnen Beiden! Muß ich mich nicht über sie freuen, wenn auch ich nun verlassen und verwaist in der Welt stehe?“ flüsterte endlich Magdalene leise, als fürchte sie sich, den Schlummer der Todten zu stören, Ehrhardt zu.

„Nicht verlassen, liebe Jungfer,“ tröstete er; „Ihre Frau Anverwandte wartet mit Sehnsucht auf Sie. So Gott will, der uns in dieser Nacht vor den Feinden beschützt hat, so werden wir auch ungefährdet nach Stuttgart gelangen!“

So sorglos der junge Mann bisher dem Kriegstumulte entgegengesehen, so sehr war er jetzt verwandelt. Der Gedanke an all die Gefahren des Weges verursachte ihm um Magdalenens Willen brennende Sorge, die er gleichwohl ihr zu verhehlen suchte. Dagegen drängte er zur Eile, da das

Land voraussichtlich sich mehr und mehr mit Feinden anfüllte, ja vielleicht Stuttgart, wohin sie im besten Falle zwei Tagereisen zu gehen hatten, von den Feinden umlagert und abgesperrt werden konnte.

Magdalene setzte keine Weigerung mehr entgegen. Nur die heilige Pflicht der Sorge für die Leichen lag ihr noch ob. Ehrhardt unterzog sich dem letzten traurigen Dienste, sie, von Magdalene unterstützt, in die Kirche herab zu tragen, wo sie Seite an Seite auf die Bahre gebettet wurden, die er vor dem Altare aufgestellt hatte. Wie einst der alte Pfarrer sich gewünscht, drückte jetzt seine Enkelin ihnen Beiden die Augen zu und faltete ihre noch im Tode verschlungenen Hände.

Hier konnten sie, beschützt durch die Heiligkeit des Ortes, ungestört ruhen, bis sie von den geflüchteten Gemeindegliedern bei deren Rückkehr aufgefunden wurden und ein Begräbniß erhielten.

Auf dem Kirchhofe, der die Kirche umschloß, blühten noch einige Herbstblumen, von dem Sturme dieser Nacht unversehrt geblieben. Magdalene pflückte dieselben, und bestreute die Leichen damit. Dann kniete sie zum stummen Abschied nieder; Ehrhardt neben ihr, ihre Gebete vereinten sich.

Endlich erhob sich der junge Mann; das Mädchen folgte ihm und reichte ihm schweigend die Hand zum Zeichen, daß sie sich seiner Führung und Obhut übergebe.

Heiter und hoffnungsblau schaute der Himmel ihnen entgegen, als sie an der Brandstätte des noch am vorigen Tage so stattlichen Dorfes vorüberschritten, um einen Feldweg einzuschlagen, der durch den Wald zur Steige nach dem Thal hinab führte.

12.

Es war Feuquiere gewesen, der den ersten Haupteinfall im schwäbischen Kreise gemacht, während seine Kriegsgefährten theils noch um Philippsburg standen, theils langsam durch die Pfalz anrückten. Als schlauer Diplomat hatte er das Auge auf die reichsten Landesgegenden gerichtet, um die erste Beute hinwegzuführen, ehe die übrigen Truppen das Land überzögen.

Ohne feste Städte zu berühren, war er mit 800 Reitern durch's Neckar- und Fils-Thal aufwärts

gegen die Alb gezogen. Nur wohlhabende Orte wurden im Vorbeigehen geplündert, da und dort, wenn die getäuschte Erwartung die Soldaten empört, oder wenn die Einwohner die bessere Habe geflüchtet, wurde auch ein Dorf in Brand gesteckt, oder wenn ein Widerstand versucht wurde, ein Bauernhaufen niedergemetzelt.

Im Ganzen aber eilte der Marquis vorwärts, denn er hatte hauptsächlich auf das reiche Ulmergebiet jenseits der Alb die Blicke gerichtet. —

Während in der vorhergehenden Nacht ein Theil der Truppen recognoscirend über das Gebirge streifte, folgte der Marquis mit der übrigen Mannschaft, die im Städtchen Geislingen am Fuße der Alb übernachtet, Morgens dahin nach. Fluchend über das gebirgige Land und die unwegsamen Straßen, begrüßten die Truppen den klaren Herbstmorgen, als sie mühsam die steile Albsteige hinanritten, die sich zwischen den schroffen, theils kahlen, theils von Buchenwald bewachsenen Bergwänden emporwand.

Da wies plötzlich mit dem Rufe: „Mein General, seht!“ ein junger Adjutant in die Höhe.

Feuquiere folgte der Richtung seines Blickes und wurde zweier Flüchtlinge gewahr, die auf der steil-

sten Felsenspitze Sicherheit gesucht, da sie den anrückenden Feind zu spät gewahr worden sein mochten, um noch zu entrinnen.

„Ein Mädchen, jung und hübsch, wie es scheint. — Dieu! kein übles Abenteuer, um diesen verfluchten Weg zu kürzen,“ fuhr der Adjutant fort.

Der Marquis, schweigend in die Höhe blickend, winkte den Flüchtlingen gebieterisch, herabzukommen. Da diese keine Folge leisteten, richteten sich einige Musketenläufe empor. Aber entschlossen, wie es schien, den Tod durch eine Kugel der Gnade der Feinde vorzuziehen, verharrten die Bedrohten auf ihrem Standort. Einige Schüsse brannten los, doch die Kugeln verfehlten das Ziel.

„Haltet ein, das Mädchen darf nicht verletzt werden! — Ich will die unerschrockene junge Heldin sprechen,“ gebot der Marquis. Seinem Winke zuvorkommend, saßen einige Soldaten rasch ab, um die Höhe zu erklimmen.

„Kommt heran,“ rief der junge Mann ihnen zu, indem er eine Pistole zog, um den ersten, der sich nahte, niederzustrecken. Aber verächtlich bedeutete ihm der Marquis, die Waffe zu strecken, indem er

seinen Soldaten zurief: „Allons, voran! Ein Milchbart wird Euch nicht schrecken?"

Auch der Flüchtling mochte einsehen, daß ein Widerstand vergeblich sei, wo seine Waffe ihn nur von einem einzigen der Feinde befreien konnte. Aber in plötzlicher Regung richtete er dieselbe auf seine junge Gefährtin. Doch sein Blick begegnete ihrem mehr überraschten als erschrockenen Auge. Unfähig der beabsichtigten That, ließ er mit dem Ausrufe: „Nein, Gott kann, Gott wird sie noch retten," den Arm sinken. Im nächsten Augenblicke sahen sich Beide ergriffen, herabgeschleppt, und vor den Marquis geführt, dessen scharfem Auge nichts entgangen war.

„Herr General," redete der junge Mann diesen lebhaft an, während sich Offiziere und Soldaten keck um seine zitternde Gefährtin drängten; „wir sind friedliche Personen, wir vertrauen der französischen Ehre und Ritterlichkeit, die nicht gestatten wird, daß ein schutzloses Mädchen von Ihren Truppen beleidigt werde!"

Feuquiere verstand, fast der Einzige im Heere, das Deutsche. Bei Berufung auf die französische Ehre und Ritterlichkeit strich er sich den Schnurbart, indem er antwortete: „Oui! Mademoiselle

soll von Niemand beleidigt werden, ich selbst nehme sie unter meinen Schutz.

„Herr General," fuhr der junge Mann in gesteigerter Wärme fort, „die Verwandten dieses jungen Mädchens werden gerne ein Lösegeld für sie entrichten. Ich biete mich an, als Geisel zurückzubleiben, wenn Sie meine Gefährtin ungekränkt entlassen wollen!"

Ein leichtes Kopfschütteln war die einzige Antwort des Marquis, während sein Auge unverwandt auf dem Mädchen weilte, das stumm, regunslos, mit weit offenem Blicke wie ein geängstetes Kind zu ihm aufschaute, und doch unter allen Schrecken, die sie umgaben, dessen, was ihr drohte, noch unbewußt schien.

Eben diese ahnungslose Jugendunschuld übte auf den französischen Cavalier eine gefährliche Wirkung; sie umgab das feine Gesicht und die zarten, anmuthigen Formen, auf denen sein Kennerauge schon mit Befriedigung weilte, mit einem höhern, ihn entflammenden Reize.

Ein Wink von ihm befahl seinem Diener, die Gefangene hinter sich auf's Pferd zu nehmen.

„Wollen Euer Gnaden die Gefangenen nicht lie-

der unter meinen Schutz stellen?" bot der Adjutant dienstfertig an.

„Nein, Monsieur, dies paßt besser für Jean," sprach der Marquis ironisch lächelnd.

Sich in die Lippen beißend, trat der Adjutant unter lautem Lachen seiner Kameraden zurück, während der Diener des Marquis den Befehl ausführte, ehe die Ueberraschte ahnte, daß die lebhafte, ihr unverständliche Unterredung sie betraf.

„Schändliche Räuber!" rief jetzt ihr Gefährte, unfähig, sich zu bezwingen, aus. Ein Schlag aber, den ihm ein Soldat mit dem Säbelgriff auf den Kopf versetzte, streckte ihn bewußtlos zu Boden.

„Halt! Nehmt ihn auf und legt ihn auf einen der Wägen, er scheint von anständiger Familie und wird ein Lösegeld geben können. Wo nicht, so wird er zum Soldaten taugen, denn es fehlt ihm nicht an Courage!" befahl der Marquis, und der Bewußtlose wurde mit gebundenen Händen und Füßen auf einen der Beutewagen geworfen, die sich beim Zuge befanden.

Dieser ging nach der kurzen Unterbrechung wieder weiter, und bald war das wohlhabende Ulmergebiet erreicht.

Zwar wagte der Marquis sich nicht in die unmittelbare Nähe der festen Reichsstadt. Aber da er durch keinen Ausfall gestört wurde, konnte Dorf um Dorf geplündert werden.

Schon waren acht Beutewägen mit mehr oder weniger werthvollem Raube gefüllt. Daß sich warnender Glockenschall von Ort zu Ort verpflanzte, achteten die Plünderer nicht. Erhielten da und dort auch die Einwohner der bedrohten Dörfer Zeit, sich in den Wald oder an entlegene Orte zu flüchten, so mußten sie doch in ihrer Eile ihre Habe, ja oft Geld und Kostbarkeiten zurücklassen.

Hülflos lag indessen der Gefangene auf dem Wagen, dessen Stöße ihn zum Bewußtsein zurückriessen. Seine erste Erinnerung kehrte zu seiner Schützlingin zurück, und die verzweiflungsvolle Sorge um sie ließ ihn alle Beschwerden, alle Gefahren seiner eigenen Lage vergessen. Aber — seine Bande waren fest, seine Lage im Wagen verwehrte ihm sogar den Blick umher, nur der wilde Lärm beim Ueberfall eines neuen Ortes tönte von Zeit zu Zeit zu seinem Ohre.

Auch der Marquis verlor unter all dem aufregenden Treiben seine junge Gefangene nicht aus

den Augen, und war, ein Lächeln auf den Lippen, öfters bemüht, ihr die Beschwerden des Weges zu erleichtern, ihr Erfrischungen anzubieten, überhaupt mit chevaleresker Artigkeit das tiefe Grauen zu überwinden, das sein Nahen ihr sichtlich erregte. Stand Feuquieres in der Armee im Rufe der Neigung zu galanten Abenteuern, so unterschied er sich doch als feiner Cavalier auch in diesen vor seinen Kriegskameraden, deren rohere Leidenschaften in ihren Gegenständen nur wenig Wahl zeigten.

„Bald sind die Beschwerden dieses Tages überwunden, die mir für Mademoiselle leid thun. Möge sie nur alle Furcht ablegen, und in mir ihren Freund und Beschützer sehen," redete er sie in einschmeichelndem Tone an, als er sich bei schon einbrechendem Abende ihr wieder näherte.

„O, so geben Sie uns frei," flehte das Mädchen, die Augen mit ihrem Kinderblick zu ihm erhebend; was kann ein so großer General auch von ein paar armen Gefangenen wollen? Mein Begleiter ist ja kein Soldat, und ich — bin ein schwaches Mädchen!"

„Was fürchtet Mademoiselle hier?" lächelte der

Marquis. „Glaubt Sie, daß ihr unter meinem Schutze ein Leid widerfahre?“

Das Mädchen antwortete nicht mehr, aber sie senkte erbebend vor seinem Blicke die Augen. Sie erinnerte sich, wie ihr Reisegefährte ihr den Tod geben wollte, und von ahnendem Schauer erfüllt, ohne Aussicht auf andere Hülfe, bat sie aus tiefem Herzen zu Gott um diese letzte und einzige Rettung.

Kurz darauf hatten sie den Marktflecken Langenau erreicht, einen der ansehnlichsten Orte des Ulmer Gebiets, wo der Marquis nicht nur die Beute zu mehren, sondern auch gute Nachtquartiere zu finden hoffte.

Der Ort schien menschenleer, denn kein Laut wurde hörbar, als die Franzosenschaar angeritten kam, und obwohl es bereits dunkelte, zeigte sich in den Häusern kein Lichtschimmer.

Ohne Ahnung einer Gefahr, ließ der Marquis die Mannschaft absitzen, mit dem Befehle, erst Beute zu sammeln und hernach sich gütlich zu thun.

In dem Augenblicke aber, wo sich die Soldaten zerstreuten, ertönten die Glocken. — Wie mit einem Zauberschlage belebte sich plötzlich das Dorf; „Drauf! Nieder mit den welschen Hunden!“ hallte es von

Hunderten von Stimmen, und von allen Seiten drangen bewaffnete Bauernhaufen mit Aexten, Sensen, Keulen und rostigen Partisanen auf die Franzosen ein.

Der Angriff überraschte diese um so mehr, da die vereinzelte Abwehr der Bauern verschiedener Orte ohne Mühe zurückgeschlagen worden war. Daß die Flüchtlinge, ihre Angreifer überholend, sich hier gesammelt hatten, daß diese unbewaffneten Bauern den kühnen Entschluß eines Angriffs auf die gloriosen französischen Truppen fassen könnten, dessen hatte sich weder der Marquis noch einer seiner Officiere versehen. Die Nacht, die Unbekanntschaft mit dem Terrain, die Ermüdung der Mannschaft erschwerte nun die Vertheidigung.

In wilder Verwirrung schollen Waffengeklirr, Geknatter der Schüsse, Flüche, Schmerzensruf und Gewimmer durcheinander. Die Franzosen räumten den Flecken, und die Officiere hatten Mühe, sie nur außerhalb desselben wieder um die Beutewägen zu sammeln, die hier unter Bedeckung zurückgelassen worden waren. Aber die Bauern verfolgten ihren Sieg, und unter fortwährendem Verluste mußten die Franzosen den weitern Rückzug kämpfend bewerk=

stelligen. Es bedurfte all der bekannten Gewandheit des Marquis, um endlich mit seinen Truppen den Albpaß zu gewinnen, wohin die Bauern nicht weiter zu folgen sich getrauten.

Dort erst konnte Feuquieres in kurzer Musterung sich über seinen Verlust vergewissern. Er war weniger beträchtlich, als der heftige Angriff hatte befürchten lassen, auch waren sechs Beutewägen behauptet worden — aber der Diener des Marquis mit der Gefangenen, die des letztern Auge während des Kampfes vergeblich gesucht, war verschwunden; ob im Kampfe getödtet, ob in die Hände der Bauern gefallen, blieb ihm ungewiß. Dagegen befand sich ihr Unglücksgefährte noch in der Gefangenschaft.

„Er mag bleiben und die Ehre haben, unter den französischen Fahnen zu dienen," sprach der Marquis, seinetwegen befragt.

In tiefster Verstimmung setzte Feuquieres, nachdem zu Geislingen einige Stunden gerastet worden, seinen Rückzug fort, um vorerst seine Beute zu Heilbronn, dem Hauptlager für Schwaben, in Sicherheit zu bringen, ehe er an weitere Unternehmungen dachte.

Diese Niederlage durch einen Bauernhaufen hatte

sowohl seinen Stolz verletzt, als auch seine Beute geschmälert, und seinen wohlangelegten Plan, sich im Ulmer Gebiet festzusetzen, zunichte gemacht.

Nach dreitägigem Marsche in der Nähe von Heilbronn angelangt, ritt der Marquis, brütend über unerfreuliche Gedanken, hinter seiner Schaar her. Sein Gesicht hatte jetzt das weltmännische Lächeln verloren, und zeigte tiefe verdrießliche Falten; selbst sein Anzug verrieth eine sonst nie wahrgenommene Nachlässigkeit. Er bemerkte erst, als er sich angeredet hörte, daß zwei Reiter, die nicht zu seiner Mannschaft gehörten, ihm entgegenkamen.

Es waren die Generale Melac und Marevauld.

„Ah! Glück zu, Herr Marquis, Sie haben die erste Beute gemacht? Aber wir hatten Sie nicht so früh in Heilbronn zurückerwartet? Hatten Sie nicht das Ulmer Gebiet besetzt halten wollen?“ redete Marevauld ihn mit hohnlachendem Blicke an, der Feuquieres verrieth, daß der Brigadier bereits Kunde über sein Abenteuer erhalten.

„Ich wollte nur erst meine Beute in Sicherheit bringen, Monsieur. — Wie die Herren sehen, komme ich nicht mit leeren Händen,“ sprach er, den Hohn keck mit Triumph zurückweisend.

„Sie sind von einer Bauernrotte angefallen worden, wie wir hören? Zeigt sich im Volke Widersetzlichkeit?“ fragte der finstere Melac.

„Ich weiß dies nicht, Messieurs, möchte aber nach dem, was ich gesehen, nicht daran zweifeln. Ich kann nur versichern, daß diese Bauernrotten keine so verächtliche Gegner sind, wie Brigadier Marevauld zu glauben scheint;“ antwortete der Marquis ärgerlich.

„Ich? Im Gegentheile; ein Gegner, der den Marquis von Feuquieres zum Rückzuge nöthigen konnte, flößt mir den höchsten Respekt ein,“ fuhr Marevauld mit erheuchelter Demuth fort.

„Laßt Eure schlechten Späße, Marevauld,“ zürnte Melac — „eine exemplarische Bestrafung dieser ersten Widersetzlichkeit dürfte weitere Versuche einer solchen niederhalten.“

„Ich zweifle nicht, und kann Brigadier Melac nur empfehlen, die Bestrafung der Bauern in's Werk zu setzen. Es wird dies für unser Unternehmen im Lande höchst verdienstlich und rühmlich sein,“ pflichtete der Marquis ironisch bei.

„Ich werde es unternehmen, Herr Marquis, da ich eben im Begriff bin, vorzurücken,“ antwortete Melac trocken.

„Ich wünsche alles Glück, Brigadier. Wird Monsieurs Marevauld's Tapferkeit Ihnen zur Seite stehen?“ fragte Feuquieres.

„Ich werde den Brigadier begleiten, in der Hoffnung, wenn es die Bauern zugeben, einen Besuch in den Vorstädten von Ulm zu machen, wo Eins und das Andere mir anstehen möchte, verspreche mir auch manches amüsante Abenteuer mit den hübschen Ulmerinnen; — apropos, ich hörte, es soll dem Herrn Marquis eine schöne Gefangene durch die Bauern entrissen worden sein. Bedaure diesen Unfall, der uns ein schönes Abenteuer vereitelt, das uns sicherlich einst an der Tafel des Marschalls mitgetheilt worden wäre?“

„Kümmert Euch um Eure eigenen Abenteuer, Brigadier Marevauld, wenn Ihr je ein solches erlebt,“ rief Feuquieres glühend vor Aerger aus, da er sich erinnerte, im Lager vor Philippsburg beim Rheinweine zu mittheilsam über manche seiner Erlebnisse gewesen zu sein.

Der Brigadier aber lachte laut auf und wandte sein Pferd, um Melac zu folgen, dessen Truppen bereits einen Vorsprung gewonnen. —

13.

Sengend und brennend waren Melac und Marevauld bis Geislingen gelangt — aber dort trafen sie den Albpaß völlig durch die Bauern gesperrt, die sich indessen noch verstärkt hatten. Der Uebergang über die Alb war nicht so wichtig, daß die französischen Generale den Verlust fast ihrer ganzen Mannschaft hätten daran wagen können; sie gaben den Plan, die Bauern zu bestrafen, wieder auf, Marevauld fluchend und drohend, Melac in finsterem, in seiner Verschlossenheit unheilbrütendem Grimm. Tiefer in's Land zurückgekehrt, trennten sie sich; Marevauld, um ohne bestimmten Plan zu brandschatzen und zu plündern; Melac, um im Herzen des Landes, auf den Höhen von Eßlingen, ein festes Lager zu errichten.

Es war ein wunderschöner Punkt, den er ge-

wählt; zu seinen Füßen lag Eßlingen, am Saume des Neckars; stattlich mit seinen festen Mauern und Thürmen, seiner herrlichen gothischen Frauenkirche, mit dem wunderbar schlanken durchbrochenen Thurme; jenseits der Stadt begrenzten waldige Hügelreihen das Thal, durch das sich des Neckars silberne Fluth schlängelte, und noch in später Jahreszeit den Rasensaum mit freundlichem Grün schmückte. Gegen Südosten blickte ein Theil der Albkette herüber, und nordwestlich lag, von Nebeln verhüllt, der Thalkessel von Stuttgart.

Sonst waren diese Höhen mit Weinbergen bepflanzt, aus denen den Eßlingern ein Theil ihres Wohlstandes zufloß. Jetzt wurden jene ausgerodet, um Zelten Platz zu machen. In den Wachtfeuern, umlagert von Soldaten, loderten, zu großen Haufen aufgeschichtet, die Reben, und verbreiteten ihren köstlichen Geruch, der sich mit den Düften gebratenen Geflügels, mit ganzen Rindern und Schweinen vermischte. Die Feuer weiter zu unterhalten, wurden die Obstbäume umgehauen, die sonst im Frühjahre das Thal in einen blühenden Garten verwandelt hatten.

Was Melac vermochte, sich hier zu verschanzen,

während seine Kriegsgefährten beutegierig durch's Land streiften — — ob, als er auf den Hügeln umherritt, und bald Eßlingen unter ihm in's Auge faßte, bald die Entfernung nach Cannstatt und Stuttgart mit dem Blicke maß — einer dieser drei bedeutenden Städte sein Anschlag gelten mochte, und welcher? — keiner seiner Officiere konnte es beantworten, denn Melac pflegte keinen Vertrauten zu haben.

Aber die Arbeiten zur Befestigung des Lagers waren eben erst im vollem Gange; Melac war beschäftigt, die Verschanzungen in Augenschein zu nehmen, als ihm der Besuch des Monsieur Juvigny gemeldet wurde, der nach kaum erhaltener Nachricht seiner Ankunft aus Stuttgart herbeigeeilt war, um ihn zu sprechen.

Schweigend wandte der Brigadier sein Pferd, um zu seinem Zelte im Mittelpunkte des Lagers zurückzukehren, wo Juvigny bereits seiner wartete.

Finster wie immer, begrüßte Melac den Diplomaten, dessen Gesinnungen vielleicht seinen Plänen entgegenstehen konnten; dann, nachdem Letzterer seinen mit anwesenden Secretär durch schweigenden Wink entfernt, Melac aber der Wache am Eingang

des Zeltes bedeutet, sich weiter zurückzuziehen, nahmen Beide am Tische im Zelte Platz, und Jeder richtete das Auge auf den Andern.

Der Gesandte im modischen, goldgestickten Kleide, den duftenden Locken und den adelichen Zügen, und der Brigadier im schlechten Rocke, dem fahlen, von Sturm und Wetter gebräunten, vom wilden Leben durchfurchten Gesichte, dem wilden, grünlich blinkenden Auge — so verschieden ihre Erscheinung war, sie fanden Jeder in dem Andern etwas, das ihm verwandt war und seine Befriedigung erweckte.

Was zwischen Beiden gesprochen wurde, wie weit sie sich verständigten, und was sie verabredeten, blieb im Lager ein Geheimniß. Aber ein unheimlicher Triumph war im Auge des Envoje zu lesen, als er hinwegfuhr — an Melac wurde, als er sein Pferd wieder bestieg, keine Veränderung wahrgenommen, aber es schien seinen Leuten, als wenn er die Lagerarbeiten mit noch größerem Eifer als zuvor leite.

In Stuttgart hatte indessen die Nachricht von der Ankunft Melac's dumpfen Schrecken verbreitet.

Der Geheimerath hatte sich bei der Herzogin versammelt, und im Auftrage desselben wurde eine

Anfrage über die Absichten Melac's an Monsieur de Juvigny gestellt.

Regierungsrath Sturm war es, dem dieser Auftrag übergeben wurde, da er den Ruf eines unbeugsamen Mannes hatte, der sich am wenigsten von etwaigen Drohungen des Envoje einschüchtern lassen würde.

Monsieur war soeben erst von seiner Fahrt nach Eßlingen zurückgekommen, als der Rath sich melden ließ.

Nachlässig in einen Armsessel zurückgelehnt, fand der Envoje kaum nöthig, sich zu erheben, als der würtembergische Beamte in zuversichtlicher Haltung eintrat. Vergebens schaute sich dieser nach einem Diener um, der ihm einen Stuhl biete. Er war genöthigt, sich selbst einen solchen zu nehmen, ehe er mit wieder gesammelter Gravität seine Anfrage im Namen der Herzogin Durchlaucht stellte.

„Aufschluß? Man hole ihn im Lager des Brigadier Melac!“ rief der Franzose dem überraschten Rathe barsch zu; „Ich bin es müde, zu unterhandeln, zu vermitteln. Nichts mehr von Schonung und Rücksicht; die Generale mögen verfahren, wie sie wollen!“

„Monsieur, ich erstaune, mögen dieselben die Gewogenheit haben, zu erklären" — erwiderte der Rath überrascht.

„Daß Eure Bauern sich empört, daß sie mit den Ulmern gemeine Sache gemacht, um den Uebergang über die Alb zu versperren, — daß sowohl der Marquis von Feuquieres, als Brigadier Melac ernsthaften Ueberfall erfahren, als sie, eines solchen sich nicht versehend, Quartiere suchten — das wußte man hier nicht, Herr?" donnerte der Gesandte, vom Sessel auffahrend.

„In der That, Monsieur, ein undeutliches Gerücht hat davon erzählt, doch, obwohl Ihro Durchlaucht, wie auch der Geheimerath dem bäuerischen Aufstande ganz und gar fremd geblieben — —"

„So wird Ihro Durchlaucht," unterbrach der Envoje den Sprecher, — „wird der Geheimrath samt der ganzen Residenz dennoch für die Bauern zu büßen haben! Die Generale verlangen Genugthuung, und sie werden sich solche nehmen."

„Aber Monsieur erlauben: Die Fama erzählt, daß die Gewaltthätigkeiten der Soldateska, als Brandlegen, Plündern u. dergl. mehr das Landvolk zur Gegenwehr getrieben!" warf der Regierungsrath ein.

„Die Widersetzlichkeit der Bauernschaft war es, die von den Truppen da und dort bestraft wurde. Will man etwa behaupten, daß die Fama diese Thatsachen besser kennen sollte, als ich?“ rief Juvigny.

„Ich bestreite Monsieurs Angabe nicht, erbiete auch im Namen Herzoglicher Durchlaucht eine billige Genugthuung, falls eine solche“ —

„Die Generäle werden solche selbst fordern; Ihro Durchlaucht möge in den nächsten Tagen die Besuche derselben erwarten. Mich aber verschone man fortan mit allen Vermittlungsversuchen; die Sache muß einzig zwischen der Herzogin und den Generälen verabredet werden!“ erklärte Juvigny, dem Rathe abermals rücksichtslos die Rede abschneidend.

Ganz verwirrt und jedes Widerstands unfähig, zog sich dieser zurück. Aber noch im Vorzimmer sah er sich insgeheim von dem Secretär angeredet. —

„General Melac sinnt auf das Verderben von Stuttgart; Monsieur de Juvigny ist mit ihm einverstanden. Wenn aber die andern Generäle von der Herzogin gewonnen werden, möchte die Stadt noch zu retten sein!“

Sprachlos nickte der Regierungsrath, der, ohne sich weiter aufzuhalten, ins Schloß zurückeilte. Wie

sich öfters unter schroffer Härte eine Beschränktheit des Blickes verbirgt, die bei ungewöhnten Ereignissen verwirrt und unfähig macht, so hatte der Regierungsrath, der in amtlicher Stellung wie im Hause seiner Strenge wegen gefürchtet war, der frechen Sprache des fremden Gesandten gegenüber seine eigene Haltung völlig verloren. Auf's Bitterste war sein Beamtenbewußtsein verletzt, aber sein Unwille kehrte sich nicht sowohl gegen den Envoje, als gegen die Bauern, die durch ihre unberufene thätliche Einmischung in den Krieg der herzoglichen Regierung das Spiel verderbt und die Hände gebunden.

Diese Bitterkeit prägte sich in dem Berichte aus, den er im Kabinette der Herzogin abstattete.

Auch die Geheimräthe waren nicht wenig bestürzt über das Gehörte. Die Herzogin nur äußerte nachdenklich:

„Sollte den Bauern ein Vorwurf daraus gemacht werden, daß sie sich der Franzosen erwehrt? — Ist es nicht das Natürlichste — und wäre es ein Unglück, wenn das Volk allgemein so aufstünde?"

„Wäre es allgemein geschehen, Ihro Durchlaucht, so hätten die Sachen eine andere Gestalt gewinnen

können. Aber wie es nun steht, sind es doch nur vereinzelte Versuche, die zur Folge haben, daß der Feind um so mehr erbittert wird und sich am übrigen Lande rächt," antwortete wohlbedacht der Kriegsrath Heller.

„Das den Feind erbittert, und — herzogliche Durchlaucht! sich anderer Zeit eben so ungebärdig gegen die Landesregierung stellt. — Wo soll es mit dem Trotze des niederen Volkes noch hinkommen, wenn die Bauern sich rühmen dürften, daß ihre Fäuste ohne alles Zuthun der Regierung des Feindes mächtig geworden?" warf der Regierungsrath ein.

„So sind meine Räthe dafür, daß wir den Forderungen der Franzosen nachgeben, daß an keinerlei Gegenwehr zu denken?" fragte die Herzogin nachdenklich.

„Dieweilen der Succurs noch nicht eingerückt, wird Nachgiebigkeit der einzige Weg sein, um Land und Residenz vor dem Aergsten zu bewahren," meinte Heller seufzend.

„Ich folge Eurem Dafürhalten, meine Räthe! Gebe Gott, daß wir den rechten Weg einschlagen, um dem Lande so viel wie möglich von der Kriegs-

noth zu ersparen," sprach die Herzogin, indem sie die Sitzung schloß.

Wenige Tage später erhielt der Regierungsrath den Auftrag, die Uebergabe der Festung Hohenasperg an die Franzosen in's Werk zu setzen. Es war dies die erste der gebietenden Forderungen der inzwischen angekommenen Generale gewesen, die dafür die Hauptstadt Stuttgart zu verschonen versprachen. Der Rath hatte für die Uebergabe gestimmt, aber ihm war, als er sich nun zu den Generalen begeben sollte, keineswegs so zuversichtlich zu Muth, wie er sich in der Berathung bei der Herzogin geäußert.

Zum Aufbruch bereit, stand er jetzt in der Familienstube; Frau Beate brachte den sorgfältig bepackten Mantelsack. „Habe noch ein wollen Unterleibchen hineingelegt, dessen der Herr Rath bei diesem Herbstwetter benöthigt sein möchte; auch ein Fläschchen von dem selbstgekochten Syrup, der dem Herrn Rath voriges Jahr wider den Husten so wohl gethan," äußerte sie schüchtern.

„Schon gut, Frau Beate; werde dessen in diesen wenigen Tagen zwar schwerlich bedürftig sein," antwortete der Rath, indem er den Mantelsack um-

ständlich festschnallte. Vergebens aber war er bemüht, seiner Stimme den gewöhnlichen trockenen Klang zu geben, als er jetzt seine Tochter anredete:

„Ich wollte, der Kanzleirath wäre zurück, Dorothea! Wollte, er wäre nie weggegangen — ich möchte Dich unter seinem Schutze wissen.“

Dorothea schlug die Augen nieder. „Ich denke, der Vater kommt in wenigen Tagen wieder?“ erwiderte sie nach kleiner Verlegenheit.

„Ich hoffe es auch; aber man kann nie für den folgenden Tag stehen; besonders nicht heutzutage. Ich danke Gott, daß ich Dich für die Zukunft versorgt weiß, Dorothea. Indessen aber will, falls sich etwa meine Abwesenheit unvorhergesehener Weise verlängern sollte, der Secretär des Envoje alle Sorge für Dich und das Haus tragen!“ erklärte der Rath.

„Der Secretär?“ fragte das Mädchen betroffen, und stockte.

„Was hast Du? Was wolltest Du sagen?“ forschte der Vater beunruhigt.

„Nichts Besonderes,“ antwortete sie ausweichend, „aber sollte der Vater den französischen Herren nicht zu viel trauen? Der Monsieur — —“

Ehe sie das richtige Wort für das fand, was

sie mehr andeuten als aussprechen wollte, erschien die Gestalt dessen, von dem die Rede war, unter der Thüre.

Wohl mochte der rasche Blick des Eintretenden in den Mienen der Anwesenden gelesen haben, aber ohne Verlegenheit trat er herzu, grüßte Dorothea mit gewöhnter Artigkeit und meldete dem Regierungsrath, daß die Offiziere, mit denen er abreisen sollte, zum Aufbruch drängten.

„Leb' wohl, Dorothea! Wenn ich länger ausbleiben sollte, so begieb Dich zur Frau Stadtvögtin; sie ist von courageusem Charakter und wird Dir mehr Obhut geben können, als Frau Beate," sprach der Rath noch bei Seite zur Tochter. Gesenkten Blickes küßte diese die väterliche Hand; überwältigt von plötzlich auf ihn einstürmenden Sorgen, legte er ihr dieselbe auf's Haupt.

Aber mit den Worten: „Ist's dem Herrn Rathe gefällig?" öffnete der Franzose dienstfertig die Thüre, und sich seiner Bewegung fast schämend, verließ der Rath mit ihm das Haus.

14.

Einige Wochen waren vorübergegangen; man stand in den ersten Tagen des December; schon lag eine dichte, weiße Decke über die rauhe Alb ausgebreitet und neues Schneegestöber verdunkelte den kurzen Wintertag. Mühsam verfolgte ein Schlitten, mit einem Pferde bespannt und mit zwei Männern belastet, den vom Sturm verwehten Weg. Bald brach der Abend herein, die Kälte wurde empfindlicher — nirgends aber zeigte sich ein Dorf. Tiefe Einsamkeit lag über dem Schneegefilde; nur das Pfeifen des Windes, das leise Rieseln des niederfallenden Schnees unterbrach die tiefe Winterstille. Erschöpft kämpfte das Pferd mit den Beschwerden des Weges; die Reisenden, ein Herr und sein Diener, sahen sich alle Augenblicke genöthigt, abzusteigen und Pferd und Schlitten aus den Schneetiefen emporzuziehen. Kaum konnten sie im beginnenden Dunkel noch gewahren, daß sie bei einem Scheidewege angekommen. Das Pferd stand still.

„Jetzt, wohinaus Herr?“ fragte der Diener, rathlos über die öde Schneefläche blickend.

„Wohinaus?“ fragte sich auch dieser; da die beiden Wege verschneit waren, ließ sich nicht erkennen, welches die Landstraße sein mußte, der die Reisenden zu folgen hatten.

Da zog mit einemmale das Pferd wieder an.

„Hörst Du?“ fragte der Herr den Diener.

„Was denn, Herr?“ war dessen niedergeschlagene Gegenfrage.

„Eine Glocke!“ antwortete dieser, „und schwerlich in starker Entfernung; es ist nur die Luft, die den Klang dämpft.“

Er ließ das Pferd gewähren, das seinen Weg gewählt und, sich auf's Neue anstrengend, so schnell dahin trabte, als der Weg es nur gestattete.

Nicht lange, und es schimmerte ihnen ein schwacher Lichtstrahl entgegen, der die Nähe einer menschlichen Wohnung verkündete. Bald hatten sie das Gebäude erreicht, von dem er ausging — es war eine Kirche, doch stand sie vereinzelt; rings umher, so weit das Auge die Nacht zu durchdringen vermochte, war von einem Dorfe keine Spur zu gewahren.

Der Reisende stieg ab, hieß den Diener beim Pferde bleiben und trat in die Kirche, deren Thüre sich ohne Widerstand öffnen ließ. Er traf sie leer, aber ein schwaches Feuer, das auf einem aus Steinen roh errichteten Heerde brannte, verrieth, daß sich Menschen hier häuslich eingerichtet. Sein rother Schein bildete einen wohlthuenden Gegensatz zu dem kalten Blinken der Schneemassen, wie die friedvolle Stille der Kirche zu der schaudernden Verlassenschaft der weiten nächtlichen Winterlandschaft.

Indem aber der Ankömmling tiefer in die Kirche vorschritt, trat von der Seite eine weibliche Gestalt herzu, die beim Anblick des Fremden überrascht still stand.

Ohne Zaudern trat dieser auf sie zu, um ihr in kurzen Worten zu erzählen, wie er, ungewiß über den Weg, dem Klange einer Glocke folgend, an diesen Ort gekommen, in der Hoffnung, ein Dorf zu finden, wo er Obdach für die Nacht finden könne. Während seiner Anrede hatte er das Mädchen — als solches erschien sie unzweifelhaft — näher betrachtet; das jugendliche, bleiche Gesicht, die zarte Gestalt paßten wohl zu der ernsten Umgebung, aber sie zeugten zugleich von Kummer und Mangel.

„Es war sonst ein Dorf hier; die Franzosen haben es niedergebrannt, und so steht nur noch die Kirche. Hier haben einige Menschen Zuflucht gesucht, da sie obdachlos geworden. Eine Herberge für die Nacht wird der Herr wohl finden, aber sie ist sehr dürftig!“ antwortete sie mit schüchterner Freundlichkeit, und führte ihn zu der kleinen Seitenthüre, aus der sie gekommen. Das kleine Gelaß, zu dem dieselbe führte, war sonst die Sacristei; jetzt von zwei Familien als Wohn- und Schlafstube benutzt. In der Ecke lagerte sogar auf einer Streu von Laub eine Kuh, deren wärmende Nähe sich in dem unheizbaren Raume eher wohlthuend, als belästigend kund gab.

Am Tische, der nebst einer Bank die für den Geistlichen bestimmte Einrichtung ausmachte, saßen drei Männer, mit ein paar muntern Knaben scherzend, die von Knie zu Knie kletterten. Zwei junge Weiber waren beschäftigt, ihre Säuglinge zu versorgen.

Der Anblick des Fremdlings erregte auch hier Ueberraschung und seine Bitte um Herberge wurde keineswegs mit beifälligen Mienen aufgenommen.

„Der Herr ist von der Straße abgekommen; er

muß wieder bis zum Scheideweg zurückfahren; darnach braucht er nur noch eine Stunde bis zum nächsten Dorfe," äußerte einer der jüngern Bauern.

„Bis zum Scheidewege zurück, und dann noch eine Stunde in einem solchen Unwetter, bei Nacht und verschneiten Wegen? Das ist nicht mehr möglich. Ich muß hier bleiben, kann ich auch nichts weiteres erhalten, als Obdach und ein wenig Heu für mein Pferd!" erklärte der Fremde.

„Es ist kein Raum da," klagten die Weiber.

„Heu für ein Pferd! Wir haben selbst nur mit Müh' und Noth ein knappes Futter für die Kuh herbeigeschafft, ohne die unsere Kinder verschmachten müßten!" rief der Andere der jungen Männer aus.

„Schämt Euch! Können wir einen Fremden deshalb in Nacht und Unwetter hinausweisen?" fiel der Dritte, ein älterer Mann, verweisend ein; „wolle der Herr dagegen nicht für übel nehmen, wenn ich frage, woher Er kommt, und wohin die Reise geht?"

„Ich komme von Ulm und reise nach Stuttgart. Uebrigens begehre ich Euch nicht zur Last zu fallen, sondern bin gern erbötig, was ich für mich oder das

Pferd erhalte, zu bezahlen, damit Ihr den Vorrath wieder ersetzen könnt," sprach der Fremde.

„Schon gut. Ich wollte nur wissen, welch' Standes und Charakters der Herr sein möchte! es zieht jetzt so manches Gesindel in vornehmen Röcken im Lande umher — kommt der Herr aber von Ulm, so hat's keinen Anstand," erklärte der ältere Mann wieder mit Nachdruck; in den Mienen der jüngern Bauern dagegen hatte die Erwähnung der Bezahlung gute Wirkung hervorgebracht; selbst die Weiber sahen freundlicher darein, und einer der Männer erhob sich bereitwillig, um dem Fremden das Pferd ausschirren zu helfen, und eine Streu für dasselbe in einer Ecke der Kirche zu bereiten, wo es mittelst der im Schlitten befindlichen Decken hinreichend warm erhalten werden konnte.

Dann wurde dem Fremden und seinem Diener der beste Platz am Tische eingeräumt, wo zur großen Befriedigung des Letzteren eben das junge Mädchen, das bisher am Feuer beschäftigt war, das gemeinschaftliche Abendessen auftrug, in einer heißen Milchsuppe bestehend, welche die erstarrten Reisenden auch ohne den Luxus der Teller trefflich labte.

Der Diener, auf diese Weise erwärmt und gestärkt, wickelte sich in seinen Mantel und war, ungeachtet der unbequemen Lage und Alles dessen, was um ihn her vorging, bald in festen Schlummer gesunken.

Der Herr dagegen, ein kräftiger Mann im besten Alter, richtete eine neue, theilnehmende Aufmerksamkeit auf seine Umgebung.

Auch jetzt weilte sein Auge mit besonderem Wohlgefallen auf dem Mädchen, das, in die entfernteste Ecke zurückgezogen, am Boden sitzend, eines der Kinder auf dem Schooße hielt, welches sie mit leisem Gesang in Schlaf zu bringen suchte; ein Bild rührender Ergebung in eine Lage, die so wenig zu ihrer Jugend und Anmuth stimmte.

„Wie lange seid Ihr schon obdachlos? Und wie kommt es, daß Ihr bei solcher Strenge der Jahreszeit Euch mit Weibern und Kindern hier aufhalten mögt, anstatt ein Unterkommen in andern Dörfern zu suchen?“ warf der Fremde endlich fragend hin.

„Herr, es haben's manche versucht; aber die Feinde haben eben auch anderwärts nicht zum Be-

sten gehaust," erklärte der ältere Mann, „so ziehen die Obdachlosen nun als Bettler im Lande herum. — Ich bin der Schultheiß des Ortes gewesen; Anderer Barmherzigkeit anzusprechen, würde mir sauer; so war's auch meinen Söhnen; darum haben wir lieber hier eine Zuflucht genommen. Alle Wochen geht einer einmal in die Nachbarschaft, um Brod aufzukaufen; eine Kuh ist uns geblieben, und Holz steht in den Wäldern; so schlagen wir uns, so Gott will, durch, bis der Frieden und eine bessere Jahreszeit verstatten, an den Wiederaufbau der Häuser zu denken."

„Ja, wir müssen Gott danken, daß wir noch so davongekommen sind," warf eine der Weiber bekräftigend ein. Die Männer, auf die schlummernden Kinder blickend, stimmten stillschweigend ein.

„Das ist wohl Eure Tochter?" fragte der Fremde weiter, auf das Mädchen blickend, das, noch immer das Kind im Arme haltend, die müden Augen geschlossen.

„Nein, Herr, sie ist von besserer Herkunft, aber durch den Krieg verwaist, und hat jetzt für den Augenblick kein anderes Unterkommen," antwortete der Schultheiß.

Das Gespräch spann sich weiter fort, indem der Fremde nach den näheren Umständen des französischen Ueberfalls fragte.

Besonders lebhaft schien ihn zu interessiren, wie die Bauern sich bei Langenau gesammelt und Feuquieres in die Flucht getrieben; wie sie später Melac den Paß versperrt.

Die beiden jungen Männer vertieften sich eifrig in diese Berichte und der Schulze, der schweigend zuhörte, machte bei sich die Bemerkung, daß der Fremde, der so wenig Bescheid über diese Vorfälle wußte, wohl aus entlegener Ferne kommen müsse.

„Sind die Bauern auch anderen Orts so kriegerisch gestimmt?" fuhr dieser jetzt zu fragen fort.

„Kein Zweifel, Herr. Sie können sich freilich im Thale nicht auf eigene Hand zur Wehr setzen, wie hier oben. Das Land steht zu offen — aber würde es einmal wahr, daß die Bundestruppen ankämen, so würde ihnen Alles zulaufen, was nur eine Partisane oder Sense tragen kann!" antwortete einer der Bauern.

„Wißt Ihr Neues vom Unterlande?" fuhr der Fremde fort.

„Ja! Der Asperg soll an Marevauld übergeben

worden sein; Melac soll Schorndorf und Montclar Tübingen verlangen. So hörte ich, da ich vorgestern zu Geißlingen Brod einkaufte," berichtete einer der jüngern Männer.

„Auf diese Weise wird's freilich schwer werden, die Franzosen wieder aus dem Lande zu treiben, wo sie die festen Orte in der Gewalt haben!" bemerkte der Andere.

Der Fremde mochte derselben Meinung sein, denn seine Miene verfinsterte sich, nnd er versank in Schweigen. Erst nach langer Pause sich aus seinen Gedanken aufraffend, sah er, daß die jungen Bauern, dem Beispiele der Weiber und Kinder folgend, den Schlaf gesucht. Nur der Schulze, selbst erst ein Fünfziger, saß noch wachend, und hielt den Blick beobachtend auf den Reisenden gerichtet. Um dieser ihn störenden Aufmerksamkeit auszuweichen, warf der Letztere die gleichgültige Frage nach dem Namen des niedergebrannten Dorfes hin. Aber er gerieth bei der Antwort in lebhafte Bewegung.

„Wie sagt Ihr? Und erzähltet Ihr nicht, Euer Pfarrer wäre gestorben?" rief er aus.

„So ist es, Herr. Das hier ist seine Enkelin; sie sollte zu einer Anverwandten nach Stuttgart

kommen, aber die Wege waren von den Franzosen gesperrt. Da wir uns zusammenfanden, hat sie diese Zuflucht mit uns genommen; freilich ist's kein Aufenthalt für solch eine Jungfer, aber betteln sollte mindestens die Enkelin unsers Pfarrers nicht!"

Der Fremde hatte sich erhoben und redete das Mädchen, das erwacht war und bestürzt aufschaute, lebhaft an:

„Ihre Anverwandte in Stuttgart ist die verwittwete Stadtvögtin Schmidlin; nicht wahr?"

Erstaunt bejahte das Mädchen, und schaute ihn noch mit größeren Augen an, als er, ihre Hand ergreifend, fortfuhr:

„Sie ist meine Base, liebe Jungfer. Ich bin der Kanzleirath Schmidlin, Ihr Vetter, komme von Wien und reise nach Stuttgart, wohin ich Sie mitnehmen werde!"

„Von Wien!" Der alte Schulze erhob sich rasch bei diesen Worten, selbst die beiden jungen Bauern fuhren vom Schlafe auf, als er laut fragte:

„Aus Wien, Herr! Ohne Truppen, wird kein Entsatz kommen?"

„Der Entsatz ist da. 3000 Mann schwäbischer und kaiserlicher Truppen sind auf dem Wege nach Ulm

und erwarten nur Nachricht von Stuttgart, auf welchem Wege sie vorrücken sollen, weßhalb ich eilig vorangereist bin!" antwortete Schmidlin.

Der Eindruck dieser Nachricht war überwältigend; Niemand brach das Schweigen, bis der Schultheiß dumpf sprach:

„Wäre der Entsatz vor zwei Monaten gekommen, dann — —"

Er sprach es nicht aus, aber das Schluchzen der Weiber ergänzte seine Rede. Der Kanzleirath dachte an Wien zurück; an den Geschäftsgang der Minister; an den gutmüthigen Kaiser, — sein Blick verdüsterte sich. Doch er zwang sich zur Antwort:

„Was geschehen ist, bleibt tief zu beklagen; aber möchten wir nur jetzt der Feinde Meister werden. Sie sollen in großer Anzahl sein!"

„Und wären sie noch so stark — Herr — nun ein rechtschaffener Kampf beginnt, wird das ganze Land aufstehen. Die ganze Bauernschaft wird zu den Truppen stoßen und da wird man diesen Marodiers den Weg bald weisen," entgegneten die Bauern.

Während dessen war auch Magdalene von ihrer Ueberraschung zu sich gekommen. Der Rath konnte

bei der schüchtern staunenden Miene, mit der sie zu ihm emporschaute, sich eines Lächelns nicht erwehren, und ermuthigte sie im wohlwollenden Tone zu näheren Mittheilungen alles dessen, was sich mit ihr begeben. Die kindlich-schüchterne Weise ihrer Erzählung berührte ihn angenehm, und erweckte ihm schnell ein warmes Gefühl für die bisher noch unbekannte Verwandte. So ungern er sich bei der Eile seiner Reise mit einer derartigen Verpflichtung belastete, so konnte er doch nicht daran denken, sie noch einen Tag länger in der traurigen Lage zu lassen, in der er sie gefunden.

Gleichwohl durfte dies seine Reise keinen Augenblick verzögern. Nachdem daher der Rest der Nacht noch der Ruhe gewidmet worden, soweit solche beim Mangel aller Bequemlichkeit zu finden war, ließ er, sobald der späte Wintermorgen tagte, aufbrechen. Leise hatte sich das Mädchen zuvor noch nach der Kirche begeben, um eine kurze Zeit betend an derselben Stelle zu verweilen, wo sie zwei Monate zuvor von den Leichen der Beschützer ihrer Kindheit sich verabschiedet, um unter der Obhut eines fremden jungen Mannes, der ihr doch als Gefährte jener Schreckensnacht schnell nahe getreten, eine neue

Heimath aufzusuchen. Wo war er jetzt, der um ihretwillen in Feindeshände gefallen war?

Der Abschied von der befreundeten Familie, die ihren engen Zufluchtsort mit ihr getheilt, war kurz aber herzlich. Die Kinder wollten sich nicht von ihr trennen. Der Schulze sagte mit ausdrucksvollem Blicke auf den angesehenen Verwandten:

„B'hüt' Sie Gott, liebe Jungfer, es muß Ihr gut gehen, schon um Ihres Großvaters seligen Ehrwürden Willen.“

Der Kanzleirath hob das Mädchen neben sich in den Schlitten; aber ihre Kleidung, abgetragen in den Monaten der Noth, war nicht geeignet, sie an solchem Tage warm zu erhalten — er schlug seinen Mantel um sie, und schüchtern schmiegte sich die vom Froste Bedrohte an den sorgsam schützenden Verwandten an.

Rasch flog der Schlitten über die blanke Schneefläche hin; das Schneegestöber hatte aufgehört, der Sturm hatte alles Gewölke verjagt, und hell blickte der Himmel auf die strahlende Landschaft nieder. Noch einigemal schaute das Mädchen sich um; der Kirchthurm, von der Morgensonne angestrahlt, winkte ihr den letzten Abschied zu; dann bog der Weg in

den Wald ein, wo die beschneiten Bäume in feierlichem Schweigen auf die Reisenden herabblickten.

Diese pflogen weniger Conversation. Ernste Gedanken mancher Art erfüllten den Kanzleirath — Wehmuth der Erinnerung, Bangen der Erwartung, Ahnung einer neuen ungewissen Zukunft durchzogen das Gemüth des Mädchens und machten sie beklommen; nur zuweilen fragte der Kanzleirath: „Friert mein Bäschen nicht?"

Und: „O nein, ich danke, Herr Vetter," lautete ihre schüchterne Antwort.

Man reist im Schlitten schnell. Wenn der Zustand des Straßenbauwesens Anno 1688 sonst zu kurzen Tagereisen zwang, so ließ die glättende Masse des Schnees alle Hindernisse verschwinden. So konnte der Kanzleirath hoffen, noch am nämlichen Tage zu Stuttgart anzulangen. Um das Pferd zu erleichtern, wurde in Geißlingen, der nächsten Stadt, der Diener zurückgelassen, während Magdalene zu ihrer größeren Sicherheit eine durch den Wirth herbeigeschaffte Knabenkleidung anlegen mußte Es bedurfte einer ernsten Miene ihres Beschützers, um sie dazu zu vermögen, und die Mütze, welche ihre langen Haarflechten bedeckte, verbarg ihre schmerzlich

verlegene Miene nicht, als sie, sich dicht in den Mantel hüllend, als sein jugendlicher Diener vor dem Reisegenossen erschien. Er lobte ihren Gehorsam, während er zugleich schonend vermied, durch einen mehr als flüchtigen Blick ihre peinliche Empfindung zu verstärken. Uebrigens hoffte er, daß die Vorsichtsmaßregel sich als überflüssig bewähren möge, da er zwar Eßlingen passiren mußte, vor dessen Thoren Melac sein Lager aufgeschlagen, aber zu seiner Beruhigung vernommen hatte, daß dieser sich eben nach Schorndorf begeben, um, vermöge eines Uebergabebefehls der Herzogin, diesen wohlbefestigten Ort in Besitz zu nehmen.

Der Kanzleirath dachte, bei der verminderten Wachsamkeit in seiner Abwesenheit um so eher unangefochten als friedlicher Bürger vorbei fahren zu können, den Familienangelegenheiten nach Stuttgart führten. Seine Papiere hatte er auf jeden Fall wohl verborgen.

In Göppingen wurde einige Stunden später dem Pferde eine kurze Mittagsrast gegönnt, während der auch die Reisenden sich mit warmer Suppe erlabten.

Nachdem er seinem angeblichen Burschen einen Platz im Dunkel der Ofenecke angewiesen, wo er

wenig in die Augen fiel, wandte sich der Kanzleirath an den Wirth.

„Nichts Neues, Herr Wirth?“ fragte er in gleichgültigem Tone.

„Nichts Sonderliches eben,“ sagte der Wirth mit einem prüfenden Blicke auf den Gast. Es war in diesen Tagen unräthlich, sich mit Jemand in's Gespräch einzulassen, dessen Charakter und Stellung man nicht kannte.

„Nichts Sicheres; der Herr wissen ja wohl schon von dem Aufstand der Weiber in Schorndorf, die dem Brigadier Melac die Uebergabe der Stadt gewehrt?“ fuhr er zögernd fort.

„Habe noch nicht davon gehört! Muß ganz neu sein. Wäre begierig, Näheres davon zu vernehmen,“ erwiderte Schmidlin, indem er unbefangen den aufgetragenen Braten zerlegte.

Der Wirth zauderte, schwankend zwischen der Begierde, die große Neuigkeit einem noch nicht unterrichteten Gaste mitzutheilen — und der Sorge, sich zu kompromittiren; denn wer konnte ihm dafür stehen, wen er in seinem Gaste vor sich hatte? War nicht bekannt, daß die Herren von der Regierung zum Anschluß an die Franzosen gerathen, — ja —

behauptete man nicht, daß manche derselben von jenen bestochen gewesen sein sollten?

„Der Herr weiß vermuthlich," begann er endlich, „daß der Kriegsrath Heller mit dem Befehle der Herzogin nach Schorndorf gekommen, die Schlüssel der Stadt dem Brigadier Melac zu übergeben? — Die Herzogin soll lange nicht gewollt haben, aber der Brigadier hat gedroht, Stuttgart anzuzünden — und er war der Mann darnach, Wort zu halten, da unterzeichnete Ihro Durchlaucht den Befehl an den Commandanten."

Der Wirth hielt inne, als hätte er gerne ein Weiteres beigesetzt, sich aber dessen nicht getraut.

„Und nun?" fragte Schmidlin weiter, ohne seine Ansicht über die Maßregeln der Regierung verlauten zu lassen.

„Ja, — nun wie der Commandant die bürgerlichen Räthe der Stadt versammelt, um ihnen den Befehl mitzutheilen, — da hat die Bürgermeisterin davon Wind bekommen; sie hat in aller Eile die Weiber der Stadt zusammengerufen. Mit Bratspießen, Küchenmessern und andern dergleichen Geräthen bewaffnet, haben sie einen förmlichen Aufstand erregt, haben die Thore besetzt und gedroht,

daß nur über ihre Leichen der Weg zur Uebergabe gehen sollte. Bitten und Drohungen haben nichts gefruchtet, sie haben den Kriegsrath sogar gefangen gesetzt, da sie fürchteten, daß er durch irgend welche Praktiken die Stadt doch noch dem Feinde in die Hände spielen würde. — Der General schickt nach Stuttgart, schnaubt und droht; es kommt von dorten ein neuer Befehl, allein alles verfängt nicht bei dem Eigensinn der courageusen Weiber. Man glaubt freilich, daß der Commandant mit ihnen unter einer Decke spielen möchte!"

Hier hielt der Erzähler einen Augenblick inne und blickte den Gast abermals ungewiß an.

Dieser hatte indessen seine Mahlzeit beendigt, ließ das Pferd einschirren, und fuhr ab, ohne dem Wirthe kund zu geben, in welcher Weise seine Mittheilungen aufgenommen worden.

Wieder legten die Reisenden mehrere Stunden Weges zurück. Es dunkelte bereits, doch nur noch zwei kurze Stunden, und sie hatten Eßlingen und damit jede Gefahr hinter sich. So versicherte der Kanzleirath seine Schützlingin.

Aber mit einemmale wurde er aufmerksam, er schaute mehrmals rückwärts, ohne jedoch etwas zu

äußern. Da lispelte das Mädchen zitternd: „Kommen nicht Reiter hinter uns?“

„Ich glaube so,“ sprach Schmidlin gelassen; „aber das Pferd läuft noch gut, und wir haben einigen Vorsprung.“

Es war ein banges Wettrennen, das nun begann; das ermüdete Pferd jagte athemlos auf der steinigten Straße hin, die hier im Unterlande nicht mehr die glatte Schneefläche darbot.

„Dort winkt der stattliche Ort Plochingen; wir steigen da ab, und entgehen der Aufmerksamkeit unserer Verfolger, die ohne Zweifel nach dem Lager Melac's bei Eßlingen ziehen,“ sprach Schmidlin zuversichtlich, um seiner jugendlichen Gefährtin Muth einzusprechen.

Das Pferd, obschon ermüdet, that sein Möglichstes. Schon blinkten ihnen die Lichter des Dorfes entgegen. — Schon langten sie am ersten Hause an — da rief ein französischer Posten ihnen sein gebrochenes: „'Alt! Wer Sie da?“ zu.

Der Kanzleirath fühlte, welch ein Schrecken das Mädchen an seiner Seite durchrieselte — er selbst hatte sich schnell gefaßt und redete die Wache französisch an, indem er zuversichtlichen Tones nach dem

General Melac fragte, den Namen aufs Gerathewohl nennend, um unangefochten passiren zu dürfen.

Er hatte nicht falsch gerechnet; der Soldat, überrascht von der französischen Anrede, während selbst von den herzoglichen Räthen nur wenige der französischen Sprache mächtig waren, berichtete dem Frager ohne Mißtrauen, daß der General so eben im Orte angekommen, um allda die Generäle Feuquieres und Peysonnel zu erwarten.

Der Kanzleirath verbarg seine peinliche Ueberraschung; der Soldat bezeichnete ihm noch das Haus, wo der General logire — es war nur wenige Schritte entfernt, ein ziemlich ansehnliches Wirthshaus. Schmidlin sah, daß er einem Zusammentreffen nicht ausweichen könnte, und suchte sich so gut als möglich für dasselbe zu fassen.

„Zittere Sie nicht, liebes Kind, es wird alles gut vorübergehen,“ sagte er zu seiner Reisegefährtin, und sie zitterte wirklich nicht; sein ruhiges Betragen machte auch sie sicher.

„Halte das Pferd; ich werde bald wieder kommen,“ rief der Absteigende dem angeblichen Diener laut zu.

„Nur Muth!" flüsterte er noch einmal mit einem Händedruck.

Sie nickte, und er trat in's Haus, wo er dem General sogleich gemeldet wurde.

Melac saß am Tische, bei einem Kruge Weines und einer mäßigen Portion Fleisch; Schlemmerei war nicht seine Gewohnheit.

Nicht durch tobende Geberden, durch polternde Flüche äußerte er seinen Ingrimm über die in Schorndorf so schmählich erlittene Niederlage, aber seine tückisch verschlossenen Züge hatten einen Ausdruck, der selbst den Rath mit innerem Grauen erfüllte.

„Wie heißt man?" fragte der General, nachdem er den Eintretenden schweigend betrachtet. Schmidlin nannte mit aller Zuversicht Namen und Stellung. Unbefangen fügte er hinzu, daß er käme, um dem General seine Entschuldigung wegen der Vorfälle zu Schorndorf zu machen, für welche Monsieur le General so billig sein werde, die Regierung nicht verantwortlich zu machen.

Ein Blitz schoß aus dem Auge des Franzosen, aber er hielt an sich. —

„Sacre Dieu! meint die würtembergische Regierung, mich mit Entschuldigungen abzuspeisen?“ knurrte er halblaut.

„Der Herr General weiß gleichwohl, daß Ihro Durchlaucht an dem Vorfalle unschuldig,“ wandte der Kanzleirath beharrlich ein.

„Ihro Durchlaucht wird sich gleichwohl nicht groß dieserhalb gegrämt haben; mag darum wegen der Folgen sich bei ihren getreuen Unterthanen bedanken,“ sprach Melac gelassen.

Gern hätte der Kanzleirath ihm auf irgend eine Weise nähere Aufschlüsse über seine Absichten entlockt, während er zugleich Gefahr lief, wenn er die Unterredung zu verlängern suchte, seine mangelhafte Kenntniß in Betreff der nähern Vorgänge im Lande zu verrathen.

Da unterbrach Lärm von außen die Unterredung. Es war eine Trupp Reiter, die vor dem Hause abstieg.

Der Kanzleirath trat um einige Schritte zurück, um die Eintretenden in zuversichtlicher Haltung zu erwarten. Es war Feuquieres, begleitet von Regierungsrath Sturm.

Das Erstaunen des Letzteren war augenfällig;

ein bedeutungsvoller Blick Schmidlin's aber erinnerte ihn noch zur rechten Zeit, sich jeder Aeußerung der Ueberraschung zu enthalten.

„Ich glaubte, Sie allein zu treffen?“ fragte Feuquieres Melac nach den ersten Begrüßungen mit einem fragenden Blick auf Schmidlin.

„Ein Abgesandter von Stuttgart, ich habe ihm schon meine Abfertigung gegeben,“ versetzte Melac.

Indessen hatte sich der Regierungsrath dem unvermuthet getroffenen Schwiegersohne genähert, um ihm einige Worte zuzuflüstern. Aber Feuquieres scharfer Blick nahm es wahr, und mit der ironischen Bemerkung: „Belieben der Herr Regierungsrath nur mir zur Seite zu bleiben. Der andere Herr ist entlassen,“ verhinderte er es.

Kummervoll schaute der Regierungsrath seinen Schwiegersohn an; aus seinen beredten Blicken sprach eine Mittheilung von Wichtigkeit, die er zu machen verhindert war.

Halb nur befriedigt verließ Schmidlin das Haus, um, zwar der Gefahr entronnen, den Weg nach Stuttgart fortzusetzen, aber um so unruhiger darüber, was die Zusammenkunft der französischen Generale bezweckte. Erst im Weggehen kam ihm die

bange Frage: wie es indessen seiner Schützlingin ergangen?

Die Gefahr war Magdalenen nahe genug gestanden. Sie sah Feuquieres am Hause ankommen und vom Pferde steigen; Ueberraschung und jäher Schreck beraubte sie der Geistesgegenwart, die ihr gebot, sich aus dem Bereich seiner Blicke zurückzuziehen.

„Holla, Bursche, führe mein Pferd ab!" rief der Marquis ihr zu.

Zitternd und angewurzelt stand sie stille, unvermögend, einen Schritt zu thun, und bald hätte ihre Zaghaftigkeit sie verrathen. Die Fackeln gaben Helle, Feuquieres scharfer Blick fiel auf sie; er stutzte; eine unbestimmte Erinnerung schien ihm zu erwachen. — Da kam einer der Leute vom Gefolge des Marquis ihr zuvor und nahm das Pferd in Empfang, während er sich zugleich so stellte, daß dem Marquis der Blick auf das verkleidete Mädchen verdeckt ward. Jener trat sofort, ohne sich länger aufzuhalten, in's Haus. Der Soldat eilte, die Pferde unterzubringen, dann näherte er sich dem Mädchen.

„Magdalene," flüsterte eine Stimme ihr zu, bei deren Klang sie wieder zusammenschrak, obwohl nicht

aus Furcht. Sie strengte den Blick an, um die Gesichtszüge des vermeintlichen Franzosen im Halbdunkel zu unterscheiden.

„Hier ist nicht gut, für Sie weilen, liebe Jungfer! — Wie kommt Sie hierher? Unter wessen Schutz steht Sie? Wie ging es Ihr indessen?“ fuhr dieser fort.

Ehe sie antworten konnte, kam der Kanzleirath zurück, unangenehm überrascht, da er seine Schutzbefohlene in so vertraulicher Stellung mit einem Franzosen sah. „Wir müssen ohne Verzug weiter,“ wies er barsch den angeblichen Diener an. Da näherte sich ihm der Franzose und flüsterte auch ihm in gut schwäbischem Deutsch zu: „Der Herr Kanzleirath kennen mich nicht?“

„Ehrhardt! Er ist's? — wie kommt Er hieher?“ fragte Schmidlin überrascht.

„Ich stehe im Corps des Marquis Feuquieres,“ erzählte der frühere Scribent niedergeschlagen. „Der Marquis wünschte sich einen deutschen Diener; er machte mir Versprechungen einer guten Carriere, wenn ich den Lilien Frankreichs treu diene.“

„Und für Schorndorf,“ fügte der Kanzleirath bei und wollte Weiteres erfragen, doch einer der

Franzosen, der das Zwiegespräch in Acht genommen, trat rasch herzu.

„Glück zu, junger Mensch, zu dem Ruhm, den Er sich unter den Fahnen des Landesfeindes erwerben mag!“ rief Schmidlin noch verachtungsvoll dem ehemaligen Untergebenen zu.

„Herr Kanzleirath!“ antwortete dieser erbleichend, „ich war nicht frei . . .“

Aber schon bestieg Schmidlin mit Magdalene den Schlitten und fuhr mit verdoppelter Eile gegen Stuttgart zu.

XV.

Es war früh Morgens. Schon hatte sich der Geheimerath bei der Herzogin versammelt. Es galt wegen der Vorfälle in Schorndorf die Feinde zu beschwichtigen. Daß Melac noch nichts von sich hören lassen, erschien eher ein böses als gutes Zeichen; noch bedenklicher war, daß der Regierungsrath Sturm, den man an ihn abgesandt, seit zwei Tagen nicht zurück gekommen.

Trostlose Ungewißheit prägte sich in den Mienen all der Räthe aus; ein tiefer aber nicht hoff-

nungsloser Ernst im Antlitz der jugendlichen Fürstenwittwe, die dem Männerkreise präsidirte.

Der genaue Bericht des Kriegsraths Heller über die Vorfälle zu Schorndorf hatte die Entrüstung des ganzen Kollegiums über die Kühnheit der Weiber hervorgerufen, die sich geweigert, ihre Stadt zu opfern, wo die Regierung dies um des allgemeinen Besten Willen für nöthig befunden. Nur die Herzogin schwieg dazu; sie hatte nicht in die Uebergabe Schorndorf's willigen wollen, war nur durch die einstimmige Ueberredung ihrer, von Melac eingeschüchterten Räthe dazu vermocht worden. Sie, die Mutter, die selbst für ihren unmündigen Sohn gezittert, und erst, seit sie ihn in Sicherheit wußte, allen Heldenmuth fand — sie konnte die Frauen nicht verurtheilen, die kühn zu den Waffen gegriffen, um ihrer Kinder Leben und Obdach gegen einen erbarmungslosen Feind zu vertheidigen.

Da unterbrach eine überraschende Meldung die Berathung; Kanzleirath Schmidlin, aus Wien angekommen, bat um Audienz.

„Schmidlin? Aus Wien? Bringt er Succurs?“ so lief es murmelnd durch den aufgeregten Kreis. War die Ankunft des längst Erwarteten glückbringend,

oder sollte sie die Verlegenheiten nur vermehren? Keiner der Räthe schien darüber gewiß!

„Vernehmen wir unsern Abgesandten sogleich, und fassen hernach unsere Resolution wegen obschwebender Fragen" entschied die Herzogin, und der Gemeldete erhielt alsbaldigen Zutritt.

Mit ehrerbietigem Anstande drückte der Eintretende erst der Herzogin seine unterthänige Ergebenheit aus; machte dann dem Geheimerathskollegium seine Verbeugung, und überreichte der Ersteren nun ein Schreiben des Herzog Administrators, dem er sich auf der Rückreise in Regensburg vorgestellt. Magdalene Sybille überflog dasselbe und legte es dann mit den Worten bei Seite:

„Anwesender Abgesandter meldet uns den angekommenen Succurs?"

„Durchlaucht! 3000 Mann schwäbischer Kreisvölker, aus Ungarn zurückgekommen, sammt einem kaiserlichen Kavallerieregiment sind unter dem Prinzen Ludwig von Würtemberg und dem Markgrafen Carl Gustav zu Ulm angekommen und warten Dieselben nur auf Ordre von Ihro Durchlaucht, auf welchem Wege in's Land zu rücken sei?" berichtete Schmidlin.

„Wäre der Succurs vor 2—3 Monaten gekommen! Aber nun, da wir in der Patsche sitzen? — Durchlaucht halten zu Gnaden!" seufzte der Kriegsrath Heller, noch ehe die Herzogin ein Wort geäußert.

„Ja ja; der Herr Abgesandte hat sich Zeit gelassen;" fuhr einer der geheimen Vormundschaftsräthe fort; „man kommt freilich nicht alle Tage nach Wien, wo viel Plaisirliches zu sehen sein soll. Das kommt heraus, wenn solche junge Räthe mit dergleichen wichtigen Aufträgen betraut werden."

„Wollen der Herr Geheimerath damit bezweifeln, daß ich meiner Pflicht gemäß alles angewandt, um den Succurs zu beschleunigen?" fragte Schmidlin, obwohl sein Auge flammte, in gemessenem Tone zurück.

„Der Augenschein spricht dafür, daß der Herr Abgesandte seiner Pflicht sehr nach seiner Commodität nachgekommen," meinte spöttisch der Vormundschaftsrath.

„Herzogliche Durchlaucht wollen meinen Bericht entgegennehmen und dann entscheiden, ob ich gerechtfertigt sei," sprach Schmidlin mit fester Stimme; „für den Augenblick verzichte ich darauf und bitte nur um Dero höchste Entscheidung wegen des Suc-

curses. Ein Malheur oder auch ein glücklicher Zufall wollte, daß ich gestern mit den französischen Generals Melac und Feuquieres zusammengetroffen; ich habe Grund, zu vermuthen, daß dieselben mit neuen, gefährlichen Anschlägen umgehen mögen."

„Mit neuen Anschlägen," diese Bemerkung erregte die plötzliche Aufmerksamkeit des Geheimerathskollegiums, und Schmidlin mußte sein Zusammentreffen mit Melac mit allen kleinen Umständen berichten. In banger Stille, die seiner Erzählung folgte, schien keiner der Räthe die Befürchtung aussprechen zu wollen, die sich gleichwohl Jedem aufdrängte. Zwar lenkte die Herzogin die Rede wieder auf den Succurs, wegen dessen ein Beschluß gefaßt werden sollte. Aber mehrfach wurde die Befürchtung ausgedrückt, daß die angelangten Truppen den Franzosen gegenüber zu schwach sein möchten und das Land durch einen unglücklichen Angriff nur in neue unabsehbare Noth gestürzt werden könnte.

Schmidlin hielt sich nicht mehr. „So viel mir zu Ohren gedrungen, kann das Unglück des Landes kaum vergrößert werden, da die Franzosen bis Dato noch wenige Schonung gezeigt," sprach er lebhaft;

— „wollen Euer Durchlaucht es auf sich nehmen, eine Hülfe zurückzuweisen, die der Herzog erbeten, der Kaiser gesandt hat, um die das Volk zu Gott ruft? — Zu dem habe ich Kunde, daß die Bauern sich zusammenrotten und den Succurs verstärken werden."

„Unsern Bauern den Franzosen gegenüber? Heißet das nicht die unbewahrten Schaafe dem Wolfe entgegentreiben?" lautete die Einrede des Vormundschaftsrathes.

„Der Herr Geheimerath verzeihen, wenn ich behaupte, daß unsere Bauern nicht ganz den Schaafen an die Seite zu stellen sind. Haben sogar die Bürgersfrauen von Schorndorf ihre Stadt gegen Melac zu behaupten vermocht, so möchte den Bauern nicht weniger zuzutrauen sein!" gab Schmidlin zurück.

Zürnende Blicke verriethen ihm, daß er einen wunden Punkt berührt, an den der Geheimerath nicht gemahnt sein wollte.

„Eine blöde Zunge ist dem Herrn Abgesandten nicht vorzuwerfen," warf der geheime Vormundschaftsrath hin. Die Herzogin aber schnitt den weiteren Wortwechsel ab, indem sie das bei Seite gelegte Schreiben des Herzogs jetzt vorlesen ließ. Dasselbe

enthielt eine dringende Weisung, die Truppen, wenn möglich, sogleich einrücken zu lassen. Sie erklärte sich mit demselben einverstanden, fand jedoch für gut, daß vorerst einer der Räthe sich von dem Zustand der Mannschaft überzeuge und mit den Heerführern Rücksprache über die Stärke der französischen Einquartierung nehme. Kriegsrath Heller schlug den geheimen Vormundschaftsrath vor, den die Herzogin bestätigte.

Schmidlin hatte nach dem Vorhergegangenen nicht mehr erwarten dürfen, daß ihm der Auftrag übertragen werden würde. Aber er gewann es über sich, die Herzogin noch einmal geziemend zu erinnern, daß die Versäumniß auch nur eines Tages unheilvoll werden könnte. Seine feste ruhige Sprache blieb nicht ohne Wirkung. Der Rath, dessen Vollmachten augenblicklich ausgefertigt wurden, sollte unverzüglich abreisen. Schmidlin wurde entlassen, doch wandte sich die Herzogin zuvor noch mit den gnädigen Worten an ihn:

„Wir werden zu gelegener Stunde Euch des Nähern über Euern Aufenthalt zu Wien vernehmen und hoffen, Euch unsere Zufriedenheit aus-

sprechen zu können. Heute haben uns näherliegende Affairen zu sehr in Anspruch genommen."

Eine tiefe aber stolze Verbeugung war die Antwort des Gekränkten, der äußerlich ruhig und doch innerlich stürmisch bewegt, die Versammlung verließ. Er durchschaute gar wohl, daß die Zweifel über die Zweckmäßigkeit der eigenen Maßregeln das Geheimerathscollegium um so geneigter zu ungerechter Beurtheilung auch Anderer gemacht — daß in der Ungewißheit der Zustände demselben nichts willkommener sein möchte, als die Hauptschuld der traurigen Lage auf fremde Schultern wälzen zu können — aber er empfand auch, daß es ihm schwer werden müßte, sich genügend zu rechtfertigen; hatte doch schon der Administrator zu Regensburg ihn mit unverkennbarer Unzufriedenheit empfangen — ihn, der bisher so stolz auf den Ruf der strengsten Pflichterfüllung gehalten!

Unerträglich war ihm der Gedanke, aber was er auch beschließen wollte — Niemand durfte vorerst noch von der Demüthigung wissen, die ihm widerfahren — nicht einmal seine Mutter, die er noch kaum begrüßt, die mit Ungeduld der ersten

ruhigen Stunde entgegensah, die ihnen zu gegenseitigen Mittheilungen würde.

So viel Zwang es ihn kostete, er trat mit heiterer Miene in die Stube, wo die Frau Stadtvögtin in traulicher Unterredung bei ihrer Nichte saß und dem Andenken ihres Bruders reichliche Thränen weihte.

Aber bald machten dieselben einem Lächeln der Befriedigung Platz, denn so lebhaft, so aufmerksam hatte sich der ernste Sohn selten gezeigt, wie jetzt, als er sich zu der Mutter setzte und freundlich an die junge Verwandte, seine Reisegenossin, die Frage richtete, wie sie sich nach der langen kalten Fahrt fühle und ob sie sich bald anzugewöhnen hoffe?

Bedeutungsvoll wandten sich die Blicke der Mutter von dem Sohn, auf den sie stolz war, auf das Mädchen, das ihre geheimen Wünsche längst an den Platz einer Tochter gestellt, das in ihrer Verwaisung ihr als solche noch willkommener war.

Las der Sohn in diesen Blicken? Er stellte mit einemmale eine Frage, welche die Frau Stadtvögtin veranlaßte, da man eben vom Tisch aufstand, ihn zu vertraulicher Unterredung in's Nebenzimmer einzuladen.

Welchen Inhalts ihre Mittheilungen hier sein mochten — der Eindruck derselben erschütterte die Fassung des Rathes, der allen Anschuldigungen im Geheimerath so stolze Ruhe entgegengesetzt.

„Mutter, Mutter!“ rief er aus; indem er plötzlich seinen Sitz an ihrer Seite verließ und die Stube durchschritt.

„Ich dachte nicht, daß Du es so stürmisch nehmen würdest; es muß Dich freilich wohl kränken, doch Du mußtest die Wahrheit wissen, je bälder desto besser,“ fuhr die Frau Stadtvögtin fort.

„Die Wahrheit? Hat meine Frau Mutter sich auch der Sache vergewissert, ehe sie mein Herz mit solcher Kunde zermalmt?“ fragte er bitter.

„Dein Herz zermalmt?“ das denkst Du in der ersten Hitze; ich kenne Dich als stärker. Wenn Du mir übrigens nicht glaubst, so frage den nächsten Besten darüber. Es ist bekannt, daß der Regierungsrath die Unterhandlungen mit den Franzosen eingeleitet, daß man den Secretarium des Envoje täglich, ja sogar in Abwesenheit des Rathes in dessen Haus aus- und eingehen sieht. — Was Du nun zu thun hast, ist Deine Sache; Du bist Mann genug; ich werde Dir nichts einreden.

„Und sie? Hat die Frau Mutter sie nicht zur Rede gestellt; das Mädchen, das keine Mutter hat, nie gewarnt?“ fragte der Rath vorwurfsvoll.

„Sie hat sich nie so zu mir gestellt, daß ich wie eine Mutter zu ihr reden konnte. Uebrigens war sie selten bei mir; in den letzten acht Tagen sah ich sie gar nicht,“ lautete die Antwort der Frau Stadtvögtin. —

„Aber was ich noch sagen wollte: was für eine unverhoffte, große Freude hast Du mir gemacht, daß Du mir Magdalene brachtest! Mein Bruder, Gott hab' ihn selig, hat nicht zu viel Gutes von ihr gerühmt, das habe ich schon in dem Wenigen, was ich heute mit ihr geredet, entnommen. Auch ein recht liebliches Mägdlein ist sie, nur von Leid und Kummer abgezehrt, aber ihre Wangen sollen bald wieder blühen.“

„Magdalena ist ein gutes Mädchen,“ wiederholte der Rath tonlos.

„Ich kehre in die Stube zurück; das gute Kind ist so lange allein und muß sich doch erst bei uns angewöhnen. Du kommst doch auch nach, Wilhelm, Du hast uns noch nichts von Deinen Reiseerlebnissen erzählt?“

Der Kanzleirath nickte, und die Frau Stadt-

vögtin verließ das Zimmer, nicht unzufrieden mit dem, was sie erreicht.

Eine halbe Stunde später kehrte auch der Rath in die Familienstube zurück, um während der stillen Nachmittagsstunden seine Mutter und ihre Nichte mit Schilderungen vom Hofe zu Wien, von Ungarn, von den Türken zu unterhalten, denen die Erstere mit stolzer Freude, Magdalena mit schüchternem Staunen lauschte, ohne zu ahnen, wie viel innere Qual sich unter seiner anscheinenden Ruhe verbarg, wie ferne seine Seele von dem war, was er anschaulich darstellte.

Auch er ahnte nicht, daß ein zweites Herz Stunde um Stunde in Qual der Erwartung verbrachte, — daß Dorothee von seiner Ankunft vernommen und seinem Besuche erst mit froher Unruhe, dann in banger Ungewißheit entgegensah, bis sie endlich schmerzlich enttäuscht, selbst den mitleidigen Blicken der wohlmeinenden Verwandtin ausweichend, sich in ihr Kämmerlein zurückzog, um dort eine schlaflose Nacht zu verbringen.

XVI.

„Er kommt nicht mehr; auch heute nicht.“ In halblautem Selbstgespräch entschlüpften Dorothea diese Worte, während sie sich anschickte, den Tisch zu decken, da eben die Glocken Mittag verkündeten.

Es waren mehrere Tage seit der Ankunft des Kanzleiraths hingegangen. Dessen Befürchtungen hatten sich nicht verwirklicht; Stuttgart war nicht beunruhigt worden; General Montclar brandschatzte die Schwarzwaldstädte; Melac plünderte im Unterlande. Vielleicht in Folge dieser andauernden Ruhe, wonach seine ausgesprochenen Vermuthungen als unrichtig erschienen, hatte Schmidlin indessen keinen weitern Ruf zur Herzogin erhalten. Tief über die ungerechte Beurtheilung verletzt, die ihm im Geheimenrathskollegium widerfahren, war derselbe um so geneigter, auch an die Kränkung zu glauben, die ihm von Seiten seiner Verlobten zugefügt worden sein

sollte. Indessen wollte er erst die Anwesenheit des Regierungsraths abwarten, ehe er sich darüber gegen sie erklärte.

„Meinst Du Deinen Herrn Vater?“ fragte Frau Beatens sanfte Stimme zurück, als Dorothea obige Bemerkung gemacht. Das Mädchen schrak zusammen; sie hatte sich allein geglaubt. „Wie kann Sie mich fragen, Frau Beate? Wen sollt' ich sonst meinen?“ erwiderte sie hastig.

Die alte Frau seufzte. „Findest Du nicht auffallend, daß der Herr Kanzleirath noch nicht hier gewesen?“ fuhr sie schüchtern fort; sie hatte bis jetzt nicht gewagt, diesen Punkt zu berühren, obwohl sie Dorotheens schweigende Unruhe wahrnahm und sie theilte.

Dorothea wollte stolz antworten, aber die Stimme versagte ihr, und unfähig, ihre Bewegung zu bemeistern, ließ sie den Kopf in die Hand sinken.

„Du nimmst Dir's zu Herzen, Kind?“ fragte die alte Frau, fast erfreut über eine Kundgebung, die sie nicht erwartete; „ach, dann kann noch alles gut werden; wolltest Du nur den ersten Schritt thun und Deinen Herrn Verlobten in seiner Mutter Hause begrüßen. Wer weiß, was für Mißverständ-

nisse auf den Herrn Kanzleirath gewirkt haben, der doch sonst nicht der Mann ist, seine Gesinnungen ohne Ursache zu ändern — oder ob nicht böse Zungen zwischen Euch geschäftig gewesen?"

„Wäre mein Vater hier, ja, so würde er ohne Zweifel eine Erklärung verlangen, aber ich? nimmermehr, Frau Beate. Wir sind auch, wie Sie weiß, nie so vertraut gestanden, daß ich es könnte — und die Frau Stadtvögtin besonders hat mich nie gerne in ihrem Hause gesehen!"

„Sie ist eine hochfahrende Frau, wenn man ihr trotzig entgegen tritt; sonst aber kann sie recht leutselig sein," bemerkte Frau Beate mit Bedeutung; „ja, wären der Herr Regierungsrath hier! Hätten wir nur auch eine Nachricht! Ich möchte wohl, Kind, Du gingest nach dem Essen zur Frau Kriegsräthin, um Dich zu erkundigen."

„Will sie nicht statt meiner hingehen, Frau Beate? Die Frau Kriegsräthin hat mehr Affection für Sie als für mich junge Person," meinte Dorothee.

„Ja, drum weißt Du Dich nicht in die alten Frauen zu schicken. Indessen hast Du recht; die Frau Kriegsräthin sind stets aufmerksam gegen mich gewesen, ich will selbst hingehen. — Vielleicht

kann ich auch etwas von Deinem Herrn Verlobten erfahren, da er mit dem Kriegsrath befreundet ist."

Dorothee hatte keine Antwort auf die letzte Bemerkung.

Unter diesem Gespräch hatten Beide ihr einfaches Mittagessen beendet. Nachdem sie sich erhoben und Dorothee das Dankgebet gesprochen, erklärte Frau Beate: „Ich will mich sogleich umkleiden; die Frau Kriegsräthin sehen darauf, auch eine reine Halskrause nehmen sammt der Haube, die Du mir kürzlich verehrt. — Findest Du meinen Strickbeutel noch schön genug?"

„Nehme Sie meinen," drängte Dorothee, indem sie der etwas umständlichen Frau beim Ankleiden hülfreiche Hand leistete — es schien ihr viel an den Nachrichten zu liegen, die sie bringen würde.

Endlich hatte sich die Verwandte auf den Weg gemacht. Dorothee war allein; sie hatte sich, wie gewöhnlich, mit einer Handarbeit an's Fenster gesetzt, aber die Nadel ruhte. Ihre Gedanken schienen peinlicher Art zu sein, denn in ihren Mienen prägte sich eine schmerzliche Unruhe aus und mehrmals stahl sich ein Seufzer über ihre Lippen.

Da schreckten nahende männliche Tritte sie auf.

„Der Kanzleirath,“ sprach sie bei sich und erhob sich klopfenden Herzens; die Thüre öffnete sich und der Secretär des Envoje trat ein.

Eine Ueberraschung, denn auch er war seit mehreren Tagen abwesend gewesen. Des Mädchens hochgeröthete Wangen erbleichten, ihr Auge, das dem Ankommenden erwartungsvoll entgegengeflogen, senkte sich plötzlich.

„Mademoiselle erschrickt bei meiner Ankunft? Bin ich so unwillkommen?“ fragte der Eintretende vorwurfsvoll, indem er mit der chevaleresken Haltung eines Franzosen und Edelmanns näher trat.

„Willkommen, wenn Monsieur, wie ich hoffe, Nachrichten von meinem Vater bringt,“ antwortete Dorothee, ohne aufzublicken.

Der Franzose verbeugte sich bejahend. „Der Herr Regierungsrath hat sich veranlaßt gesehen, den General Montclar auf den Schwarzwald zu begleiten. Die Rückkehr ist unbestimmt,“ erklärte er.

Dorothee richtete einen prüfenden Blick auf den Redner, wich dem seinigen aber sogleich wieder aus; sie hatte Grund zu der Vermuthung, daß der Secretär darauf hingewirkt haben möge, ihren Vater auf längere Zeit ferne zu halten. — Und ihr Ver-

lobter, in dessen Rückkehr nach so langer Abwesenheit sie einen Schutz nicht nur gegen den fremden Cavalier, sondern auch gegen ihr eigenes Herz zu finden gehofft, — er überließ sie sich selbst und jeder Versuchung! Eine tiefe Bitterkeit regte sich bei diesem Gedanken in ihr und trieb Thränen in ihr Auge.

„Thränen, Dorothee? Was preßt solche in diese strahlenden Augen, deren Sonnenglanz ich seit mehreren Tagen schon vermißte?" fragte der Secretär.

„Monsieur quälen mich mit dieser Sprache. Welches Recht habe ich dazu gegeben?" antwortete das Mädchen, zitternd unter mannigfachen streitenden Erregungen.

„Ihr Herz giebt es mir, Dorothee, Ihr Herz, das sich vergeblich sträubt, zu gestehen, das es von demselben Pfeil getroffen worden, der längst das meine verwundet. Kein Läugnen mehr, meine Holde, ich weiß, daß ich den Sieg errungen, der mir so schwer gemacht wurde."

„Monsieur beleidigen mich; Sie vergessen, daß ich die Verlobte eines Andern bin," zürnte Dorothee, aber ihre Stimme klang unsicher; ohne aufzublicken, fühlte sie, wie das brennende Auge des Franzosen auf ihr weilte, und ihr Herz schlug hör-

bar unter dem Einfluß desselben, bei der Gewalt der bald süß kosenden, bald leidenschaftlich anschwellenden Stimme. Sie konnte sich nicht verhehlen, daß, während ihr Verlobter im fernen Ungarn weilte, ohne überhaupt ihrem Herzen sich genähert zu haben, die unermüdeten Huldigungen des Cavaliers nicht ohne Eindruck auf dasselbe geblieben waren. Ihre Gefahr fühlend, hatte sie bei der Entfernung ihres Vaters gezagt, hatte sehnlich auf die Ankunft des Kanzleiraths gewartet, an dessen starker Seite sie den sie gefährlich umgarnenden Traum zu überwinden hoffte.

„Verlobt?" gab der Franzose zurück; „was gilt ein Bündniß, daß nur der Willen ihres Vaters geknüpft? Könnte jener kalte, nüchterne Mann diesem jungen heißen Herzen genügen, er, der ohne Regung den Tag seines Glückes verschieben konnte, um sich in entlegene Ferne senden zu lassen?"

„Monsieur könnten sich täuschen; der Kanzleirath — —" entgegnete Dorothee mit einem Versuch, zu behaupten, woran sie selbst stets gezweifelt.

„Ist ein Deutscher," ergänzte der Secretär, „ein herzoglich würtembergischer Beamter, gewiß vortrefflich als solcher. Zu lieben aber verstehen nur die

Franzosen, so zu lieben, wie es Dorotheens Herz verlangt und verdient."

„Und wäre es so, was hälfe es mir? Monsieur sind Franzose, Cavalier; uns trennt eine unübersteigliche Kluft!" stammelte das Mädchen.

„Ich bin Cavalier, aber ich bin von Niemand abhängig, habe Niemand darüber Rechenschaft zu geben, wen ich im Schloß meiner Väter als Herrin einführe, habe ich mich nur erst aus dem Dienste des Königs zurückgezogen. Ich bin Franzose; ich gehöre der glorreichen Nation an, welche die Geschicke Europa's bestimmt, gegen die sich zu sträuben auch Deutschland bald aufhören wird. — Folgt die Liebe dem Geliebten in wüste Einöden — warum nicht vielmehr in das schönste Land der Welt, das Land der Liebe, der chevaleresken Huldigung der Frauen?"

Schwächer und schwächer fühlte Dorothee ihre Widerstandskraft werden. „Monsieur!" sprach sie mit letzter Anstrengung, das Auge voll und ernst auf den Cavalier richtend; „wenn Sie mich überredeten, mich hinwegrissen vom Vater, von der Heimath, um dann mich zu verlassen?"

„Noch immer Zweifel!" rief der Franzose aus, und seine Miene veränderte sich; „Mädchen, ich muß

Dich besitzen, vertraue Dich freiwillig meiner Liebe, und nichts sei mir zu viel, um es Dir zu opfern — hat doch König Ludwig selbst seine Hand einer Maintenon gereicht. Aber stoße mich zurück und Du thust es auf Deine Gefahr!"

Das funkelnde Auge, das drohende dunkle Gesicht des Cavaliers hätte in diesem Augenblick an den Tiger erinnern können, an das wilde, furchtbare und doch noch immer schöne, geschmeidige Raubthier der Wüste. Und doch hatte eben dieser Anblick eines flammenden Gefühls etwas Hinreißendes für das jugendliche, durch Zurücksetzung ihres Verlobten tief gekränkte Gemüth des Mädchens.

Sie zitterte, unfähig zu antworten. Nur so viel Bewußtsein behielt sie, um aus tiefstem Herzen Gott anzurufen, daß er sie schütze. Sie hörte nicht, daß ein Lärm, der sich längst von der Straße her vernehmen ließ, anschwoll; der Secretär aber wurde aufmerksam und blickte durch's Fenster.

„Sie sind da!" rief er plötzlich; „hörst Du den Lärm, Mädchen? General Montclar steht mit seinen Truppen vor dem Thore. Sie besetzen die Stadt!" —

„Französische Truppen? und sie rücken in die

Stadt?" rief das Mädchen aus, auf furchtbare Weise zum Bewußtsein gerufen.

„Fürchte nichts, meine Holde, kein Soldat wird dies Haus betreten, das unter meinem Schutze steht!" beruhigte sie der Cavalier.

„Aber meine Vaterstadt? Monsieur, Sie kennen die Generäle, Sie vermögen viel, retten Sie die Stadt und Tausende werden Sie segnen!" flehte Dorothee.

„Das Schicksal der Stadt kann ich nicht aufhalten. Man hat uns wortbrüchig behandelt; die Generale sind erzürnt. Die Lilien Frankreichs dulden nicht, daß man sie beschimpft. Was kümmert es Dich — die Rose, die ich auf schönern Boden verpflanzen werde? Ich muß Dich verlassen; erwarte mich in einer Stunde!"

Bei diesen hastigen Worten des Franzosen fühlte das Mädchen sich umfaßt, fühlte einen Kuß auf ihren Lippen brennen und sah sich allein.

Wie betäubt blickte sie sich um. „Das ist Liebe!" tönte es in ihrem Herzen den feurigen Worten des Franzosen nach. „Fliehe; hinweg von hier; das ist Tod und Verderben!" klang eine andere Stimme tief im Innern.

Da er weg war, da sein Auge, die Gewalt seiner Rede sie nicht mehr beherrschten, kehrten auch ihr Willenskraft und Bewußtsein zurück.

Doch wohin? Ihr Vater hatte manche Freunde, aber das stolze Mädchen hatte nie der Mühe werth gefunden, sich gegen die eine oder andere Familie besonders freundlich zu zeigen. Und womit sollte sie erklären, daß sie nicht während der Abwesenheit ihres Vaters im Hause ihrer Schwiegermutter Zuflucht suchte? Es war bittere Demüthigung!

Schon hatte sie ein Umschlagetuch um sich geworfen, aber noch zögerte sie rathlos — mußte sie nicht auch erst Frau Beatens Rückkehr erwarten, ehe sie das Haus verließ?

Da wurden abermals männliche Tritte hörbar, die sich rasch der Thüre näherten.

Ihr Athem stand stille. War es zu spät zur Flucht?

Ein Mann trat ein; es war Schmidlin. Das überraschte, aufathmende Mädchen stand ihm stumm gegenüber; genöthigt, sich auf die Lehne eines Stuhles zu stützen.

Auch er nahm sich nicht Zeit zu einer Begrüßung. „Dorothee,“ redete er sie eiligen Tones an; „die Franzosen dringen in die Stadt; ich komme,

Sie zu meiner Mutter in größere Sicherheit zu bringen, falls Sie nehmlich solchen Zufluchtsort annehmen will, bis Ihr Vater wieder angelangt sein wird."

„Herr Kanzleirath, ich —" antwortete sie mit stockender Stimme.

Schmidlins Miene verfinsterte sich.

„Sie besinnt sich, Dorothee? Ah — und ich sehe, Sie wollte schon ausgehen?" fragte er kurz.

„Ich wollte fliehen, wußte aber nicht, wohin?" antwortete sie niedergeschlagenen Tones.

Er blickte sie scharf, doch mit mehr Güte an. „Hat Sie noch etwas mitzunehmen, ohne daß wir Zeit verlieren?" fragte er kurz.

„Der Vater hat das Silber vor seiner Abreise selbst in Sicherheit gebracht. Das Uebrige wird Frau Beate beaufsichtigen; sie ist ausgegangen, aber ich erwarte sie jeden Augenblick zurück," sprach das Mädchen schüchtern.

„Hier kommt sie selbst," versetzte Schmidlin, sich an die Eintretende wendend, welche, ganz erfüllt von der Schreckenskunde, durch die Anwesenheit des so lange vergeblich Erwarteten jetzt nur wenig überrascht wurde.

Dieser gab ihr in wenig Worten die nöthige Er-

klärung und stellte ihr frei, ob sie sich anschließen wollte, oder im Hause zu bleiben getraue? Sie zog das Letztere vor, während sie mit Dorotheens Entfernung einverstanden war.

„Ich könnte das Haus nicht leer stehen lassen; auch habe ich alte Frau nicht so viel zu fürchten," meinte sie.

Indem Schmidlin noch versprach, wo es ihm möglich, wieder nachzusehen, verließ er mit Dorothee das Haus. Auf der Straße angekommen, bot er dieser den Arm, den sie zitternd annahm. Kaum wußte sie, wie ihr geschah, während er mit ihr durch die Straßen eilte, wo Lärm und Verwirrung immer größer wurden. Auch ihr Begleiter sprach kein Wort.

Endlich hatten sie sein Haus erreicht. Indem er die Thüre öffnete und einen Schritt zurücktrat, um ihr den Vortritt zu lassen, schlug das Mädchen den zaghaften Blick, Ermuthigung suchend, zu ihm auf; doch seine Miene behielt ihre unveränderte Strenge bei. Schweigend begleitete er sie nach der Wohnstube, wo die Frau Stadtvögtin sie mit einiger Ueberraschung und nur weniger Wärme empfing. Sie hatte nicht geglaubt, daß die Einladung ihres Sohnes an das Mädchen, das unter anderem

Schutze stehe, Erfolg haben würde. Während sie dasselbe nun trocken begrüßte, weilten Dorotheens Blicke mit Ueberraschung auf Magdalene, die mit allmählich wieder aufblühenden Wangen und durch die Sorgfalt der mütterlichen Verwandten gut in Trauer gekleidet, eine recht liebliche Erscheinung war. Mit viel Nachdruck stellte die Frau Stadtvögtin die Nichte vor, indem sie zugleich beiläufig erwähnte, daß die Verwaiste in Begleitung ihres Sohnes angekommen.

Dorotheens Beklommenheit wuchs bei dieser Erklärung; sie warf einen scheuen fragenden Blick auf den Kanzleirath, der ernsthaft am Fenster stand und wie es schien, in andere Gedanken verloren, keine weitere Aufmerksamkeit für sie hatte.

Plötzlich wandte er sich um; er hatte einen Untergebenen des Kriegsraths Heller ins Haus treten sehen.

Der Ankommende war abgeschickt, um Schmidlin schleunig zum Kriegsrath zu berufen.

„Schließt das Haus und ängstigt Euch nicht. Die Feinde stehen noch außerhalb der Thore. Sobald es nöthig, werde ich zurückkehren," sprach dieser beruhigend gegen seine Mutter und Magdalene gewandt; reichte Beiden die Hand, grüßte Dorothee steifer und eilte hinweg.

17.

„Ah, Herr Kanzleirath! Waren sehnlich erwartet!“ rief der Kriegsrath dem Eintretenden entgegen; „Ihro Durchlaucht ist gesonnen, Augenblicks nach dem Obergeneral Montclar zu schicken, der noch in Eßlingen stehen soll und ihm dringende Vorstellungen zu machen, daß er seine Truppen von Stuttgart zurückziehe, wie ja in den Tractaten bei der Uebergabe von Asperg feierlich Sicherheit für die Hauptstadt zugesagt worden. — Regierungsrath Schröder ist nach Ulm versandt, Sturm noch nicht zurückgekommen, ich bin mit den Uebrigen vom Geheimerath hier nöthig, darum wir uns résolvirt, Ihnen, als einem courageusen jüngern Manne, den Auftrag zu übergeben.“

„Mir?“ fragte Schmidlin mit einiger Bitterkeit zurück; ich sehe mich genöthigt, den Herrn Kriegsrath zu bitten, einen Andern damit zu beehren, der

mehr das zu so schwieriger Sendung nöthige Vertrauen besitzt!“

„Vertrauen? Ah! Der Herr Kanzleirath grollt wegen einiger harten Worte, die kürzlich seinetwegen verlautet! — Wolle um's Himmelswillen jetzt nicht darauf pochen; man muß in solcher Zeit nicht nach allen Mücken schlagen — kann sich vielmehr jetzt am Besten wieder in der guten Meinung bei Jedermann restituiren!“ erwiderte der Kriegsrath.

„Es ist meine Pflicht, mich dem Willen Ihro Durchlaucht zu fügen,“ erklärte Schmidlin. „Aber General Montclar soll unbeugsamen Sinnes sein, weshalb ich mich verwahren muß, falls ich wenig ausrichten sollte.“

„Wir wissen wohl, rechnen nichts zu. Nur um's Himmels Willen Eile; man muß sogleich zu Pferde sitzen. Es ist sonst zu befürchten, daß die Franzosen die Stadt stürmen und zu allem hin ist noch die Bürgerschaft schwierig geworden, will sich zur Wehr setzen, was doch, da die Stadt nicht befestigt ist, den Feind nur vergeblich aufreizen müßte.“

„Ich zögere keinen Augenblick mehr, ersuche nur den Herrn Kriegsrath, meine Mutter von der Ur-

sache meiner Abwesenheit in Kenntniß zu setzen, und falls Gefahr näher kommen sollte —"

„Soll alles geschehen," unterbrach der Kriegsrath; „will sogleich Dero Frau Mutter benachrichtigen lassen; auch einen Diener zu etwa nöthigem Schutze in ihr Haus abordnen. Beunruhige sich der Herr Kanzleirath nicht deshalb."

Schmidlin, so ungerne er in solchem Augenblicke die Stadt verließ, sträubte sich nicht weiter. Er erhielt seine Instruktion, traf ein gesatteltes Pferd schon seiner harrend und verließ die Stadt durch das Tübinger Thor (entlegen von der Richtung, in der die Truppen standen.) Von dort gelangte er durch einen Umweg, ohne ihnen zu begegnen, auf die Straße nach Eßlingen.

Schmidlin war kaum abgesandt, als der Kriegsrath in's Schloß berufen wurde, da der französische Anführer de Vienne Audienz bei der Herzogin begehrte. Der Kriegsrath hatte ihn einzuführen und blieb auch während der Audienz gegenwärtig. Er schöpfte Hoffnungen, da er sah, wie der noch junge französische Offizier den Vorstellungen der Fürstin nicht unzugänglich blieb.

Diese hatte sich auf das Ehrgefühl des Franzo-

sen berufen, und an das gegebene Wort erinnert; der Offizier war verlegen und schien mit sich zu überlegen, ob er nicht auf eigene Hand die Truppen bis zur Ankunft des Generals in die umliegenden Dörfer einquartieren dürfte — da wurde die Audienz durch die plötzliche Schreckensnachricht unterbrochen, daß die Franzosen das Thor mit Leitern erstiegen.

Alles war bestürzt; de Vienne, selbst überrascht, erbot sich sogleich, seine Leute wo möglich noch zurückzuhalten, und der Kriegsrath eilte mit ihm hinweg.

Vergeblich; die Aufregung der Bürgerschaft war bei dieser Nachricht so gestiegen, daß de Vienne, der in seiner Uniform als französischer Offizier erkannt wurde, nicht zum Thore gelangen konnte. Kaum vermochte er noch im nahegelegenen Hause des Envoje Sicherheit zu finden.

Vergebens strengte nun der Kriegsrath sich an, die Bürger zur Ruhe zu bringen; laut wurde die Regierung eines verrätherischen Einverständnisses mit den Franzosen beschuldigt und das Rathhaus gestürmt, wo sich die Bürgerschaft der Waffen bemächtigte, die dort aufbewahrt lagen.

Noch war indessen nichts Entscheidendes geschehen;

die Bürger hatten sich doch blos zur Vertheidigung bewaffnet; noch klammerte sich der Kriegsrath an die Hoffnung an, daß Schmidlins Rückkehr mit einem günstigen Bescheide den Ausbruch der Feindseligkeiten rechtzeitig verhindern werde — da erscholl plötzlich eine Flintensalve aus dem Hause des Envoje. Jetzt waren alle Zügel gelöst; wüthend erwiderten die Bürger dieselbe und stürzten auf die Mauern, um auch dort den Kampf zu beginnen; dieser war entbrannt und nicht mehr zu dämpfen.

Unter all diesen Vorgängen hatte der Kriegsrath das Versprechen vergessen, das er Schmidlin gegeben. Dessen Mutter war ohne Nachricht über ihn geblieben, während ihre Wohnung beim Markte sie und ihre Schützlinge zu Ohrenzeugen all der drohenden Ereignisse machte.

Ein drückendes Schweigen hatte sich dort nach der Entfernung des Kanzleiraths geltend gemacht. Die Frau Stadtvögtin verbarg ihre fühlbare Kälte gegen ihre zweite Schutzbefohlene nicht; Magdalene aber, in ländlicher Schüchtenheit jede Annäherung an das fremde städtische Mädchen vermeidend, wagte nur scheue flüchtige Blicke auf sie zu richten.

Ein flammendes Auge begegnete denselben, denn

diese kalte Aufnahme, die zugleich in ihr aufgetauchte Vermuthung in Betreff der hübschen jungen Verwandtin des Kanzleiraths hatten Dorotheens Stolz wachgerufen. Stürmische Gedanken schossen ihr durch die Seele; warum war sie aus ihrem Hause geflüchtet, um sich so begegnen zu lassen? Hatte der französische Cavalier ihr nicht die Treue und Ehrenhaftigkeit seiner Gesinnungen mit theurem Eide verbürgt?

In rascher Bewegung hatte sie sich erhoben und wollte hinweggehen.

„Wohin geht Sie?“ fragte die Stadtvögtin verwundert und nicht ohne Schärfe.

Eine stolze Antwort drängte sich auf die Zunge des Mädchens — da erdröhnten die Schüsse, die das Zeichen zur Eröffnung des Kampfes gaben und von der Straße scholl der Lärm: „Fort! Auf die Mauern! Die Franzosen stürmen!“

Ein gemeinsamer Schrecken durchzitterte die Erbleichenden. Doch gewann die Frau Stadtvögtin schnell wieder ihren gewöhnten Muth und richtete ihre Blicke nach der Thüre, wo sie jeden Augenblick ihren Sohn eintreten zu sehen hoffte. Magdalene, die Hände faltend, sah der Gefahr mit stiller

Ergebung entgegen; hatte sie doch schon die schrecklichsten Lagen überstanden. Dorothee aber stand wie versteinert; ihr Muth war gebrochen und mit ihm ihr Trotz, ihre Bitterkeit.

„Gott sei uns gnädig! Sie kommen! Sie werden uns tödten!" rief sie, Magdalene krampfhaft umfassend, aus.

„Ich habe solch einen Ueberfall schon einmal erlebt — damals hatte mir Gott einen Retter geschickt — aber es waren furchtbare Stunden," sprach Magdalene schaudernd.

„Und der Kanzleirath kommt nicht zurück; wir sind verlassen, vergessen!" klagte Dorothee weiter.

„Wolle Gott, daß ihm selbst kein Unfall zugestoßen. — Er nicht zurückkommen; er uns in solchen Stunden ohne Schutz und Trost lassen!" versetzte seine Mutter mit unverhehlter Unruhe.

Eine bange Stille trat nun in der Stube ein; die Geängstigten lauschten auf jeden Laut von außen.

Zwei Stunden dauerte der Kampf am Thore. Die Verlassenen schöpften keinen Trost aus dieser Verzögerung der Gefahr; denn Schmidlins fortdauernde Abwesenheit gab je länger je mehr Veranlassung zu den bängsten Befürchtungen.

Da scholl plötzlich ein donnernder Lärm vom Thore her.

„Gott steh' uns bei; betet, Kinder, die Franzosen haben das Thor erbrochen und ziehen ein!" sprach mit versagender Stimme Frau Schmidlin zu den von Entsetzen durchrieselten Mädchen.

Dorothee rang die Hände mit fieberhaft irrendem Blicke, Magdalene betete; keine von ihnen hatte den Muth zu einem weitern Blick durch das Fenster, nur die Frau Stadtvögtin hielt dort aus.

„Kinder, sie besetzen den Marktplatz!" — Mit diesen zitternden Worten sank auch sie nach einer bangen Pause auf ihren Stuhl.

Mit lautem Aufschrei stürzte Dorothee auf die Kniee, ihr Haupt im Schooße der alten Frau bergend, die in diesem Augenblick nichts von ihrer lang gehegten Abneigung gegen das Mädchen empfand.

So verbrachten sie eine geraume Weile. Kein Athemzug wurde vernommen — jeden Augenblick erwarteten sie das Eindringen der plündernden, frevelnden Feinde.

Endlich erdröhnten feste Tritte auf der Treppe — Magdalene erbebte; Dorothee lag bewußtlos in den Armen der Stadtvögtin — da trat ein Mann

mittleren Alters, von leutseligem Aussehen, offenbar kein Franzose, ein.

„Die Frau Stadtvögtin kennen mich nicht mehr?“ fragte er in artigem Tone; „ich bin Professor Osiander von Tübingen, ein Freund von Dero Herrn Sohne, den ich auch vorlängst einmal in Ihrem Hause besucht. Ich habe so eben vernommen, daß er abwesend sei und mir einen Augenblick genommen, um Ihnen zu sagen, daß die Franzosen Ordre erhalten, über die Nacht auf dem Markte zu campiren, und sich alles Plünderns und in die Häuserlaufens zu enthalten. Können daher vorerst beruhigt sein!“

„Ach, Herr Professor!“ rief die Frau Stadtvögtin aus, sich rasch erhebend und auf ihn zugehend, während Magdalene die bewußtlose Dorothee liebevoll zur Besinnung zurückzurufen bemüht war — „jetzt erkenne ich Sie wieder! Aber in solchen Schreckenstagen verwirren sich die Sinne! Sagten der Herr Professor nichts von meinem Sohne? Wir wissen seit diesen angstvollen Stunden nichts von ihm!“

Der Professor erklärte Schmidlins Abwesenheit, konnte jedoch nicht verhehlen, daß er früher zurückerwartet worden; ein Umstand, der, in Verbindung

mit dem Schrecken, den Montclars Namen erweckte, geeignet war, die Frauen auf's Neue in die höchste Unruhe über das Schicksal des Abwesenden zu versetzen.

Den Professor rief seine Pflicht wieder hinweg; er, ein gewandter Diplomat, der früher schon eine Sendung nach Paris übernommen, hatte durch die Weise, wie er auf die französischen Generäle einzuwirken wußte, Tübingen vor der Zerstörung gerettet; er sollte seinen Einfluß nun auch zu Gunsten Stuttgarts versuchen, wohin er bei der ersten Nachricht von einer drohenden Gefahr berufen worden.

18.

Während all diesen Vorgängen in Stuttgart hatte der Kanzleirath, zu Eßlingen angekommen, erfahren, daß General Montclar sich so eben in Melacs Lager befinde, und sich unvorzüglich dahin aufgemacht. Ungeachtet all seiner Eile, brauchte er fast eine weitere Stunde, um die Höhe zu erreichen, wo dasselbe errichtet war.

General Montclar war von dem Marschall, der

nicht selbst mit nach Würtemberg gezogen, mit dem Oberbefehl der Truppen betraut worden.

Tags zuvor von seinen Streifzügen auf den Schwarzwald zurückgekommen, befand er sich jetzt mit Melac in Berathung.

Ein hochflackerndes Feuer, das vor dem Eingange des Zeltes brannte, verbreitete einige Wärme in demselben; doppelte Zeltwände hielten den Wind ab. Dennoch fehlte die Behaglichkeit, welche in der strengen Jahreszeit — es war am 20. December — nur feste Wohnungen gewähren können. Der General à Chef wickelte sich daher in seinen Mantel und schlürfte begierig von dem Glühwein, der in silberner Kanne, anscheinend einem früheren Kirchengeräthe, vor ihm dampfte.

„Brr! Brigadier! Es gehört ein eigener Geschmack dazu, im rauhen deutschen Winter im Lager zu leben. Ihr hättet eben so gut Quartier in einer der Städte aufschlagen können!" äußerte er, da eben ein Windstoß vorüberfuhr und das Zelt mit Rauchwolken erfüllte.

„Ein Soldat lebt am besten im Zelte, General, — auch traue ich dem deutschen Bürgervolke nicht! Hier bin ich meiner Mannschaft sicherer, als wenn

ich sie in Quartiere zerstreue," antwortete Melac, und sein fahles, ausgetrocknetes Gesicht machte allerdings den Eindruck, als ob ihm weder Kälte noch Wärme etwas anhaben könnte.

Jetzt wurde der Obergeneral von der Ankunft des Kanzleiraths in Kenntniß gesetzt. — Zuvor erst von den Lageroffizieren barsch abgewiesen, hatte dieser nur durch beharrliche Ausdauer erlangt, Montclar gemeldet zu werden.

„Ein Abgesandter von Stuttgart?" bemerkte Melac höhnisch — „vermuthlich um Schonung zu erbitten, wie sie durch die Bemühung des famosen Professor Osiander Tübingen erfahren hat? Mon General wird den Rath wohl allsogleich empfangen?"

„Er kann warten," beschied Montclar, von Melacs Hohn gestachelt, barsch.

So war Schmidlin abermals zur Geduld angewiesen; in einem Augenblick, wo Eile noch dringender war, als einst zu Wien; vergebens versuchte er dennoch in das Zelt zu gelangen — die Wachen vertraten ihm den Weg.

Die Generale vertieften sich in eine Unterredung, welche Montclar nicht nur die Anwesenheit des würtem-

bergischen Gesandten völlig vergessen ließ, sondern auch geeignet war, ihn überhaupt auf's Höchste zu verstimmen.

Melac, der seine Spione überall hatte, theilte dem Obergeneral die verbürgte Nachricht mit, daß Kaiserliche Truppen zu Ulm angelangt, deren Angriff man jeden Tag gewärtig sein dürfte.

„Denkt mon General sie zu erwarten?“ fragte er lauernd.

„Wenn wir Schorndorf in Besitz hätten, könnten wir den Kaiserlichen die Straße sperren,“ gab Montclar herb zurück — im Einverständniß mit ihm hatte ja Melac die Besitznahme dieser befestigten Stadt versucht; — „wie stark sollen die Truppen sein?“

„Drei tausend Mann, aber die gesammte Bauernschaft läuft ihnen zu; mon General hat dies Volk selbst kennen lernen!“

„Ja, ein verdammtes Gesindel, das mit Sensen, dreizackigen Gabeln und dergleichen rohen Waffen reguläres Militär angreift,“ murmelte Montclar mit einem Fluche, — denn er hatte, wie zuvor Melac auf der Alb, kürzlich auf dem Schwarzwalde Verluste durch die Bauern erlitten.

„Und wir sollten das Land den Oestreichern räumen? Pfui, Brigadier!“ gab Montclar hochfahrend zurück.

„So, wie wir es räumen, finden die Oestreicher schlechte Quartiere,“ antwortete Melac in vollster Ruhe; „es ist alles geleistet worden, um dem Lande unsern Besuch mehr als ein Menschenalter im Andenken zu erhalten. Nur Stuttgart freilich blieb ungekränkt; es ist die Hauptstadt, hier hätte der Hauptschlag geführt werden müssen, wollten wir für künftige Zeiten verhindern, daß Oestreich hier, dem Rheine so nahe, Fuß behalte. Von den übrigen Verlusten wird das Land sich am Ende erholen; es ist fruchtbar und trägt ein geduldiges Volk. — Denkt Monsieur le General in der That Stuttgart so zu verlassen?“

„Wir haben wiederholt Sicherheit für Stuttgart verbürgt,“ erwiderte Montclar stirnrunzelnd.

„Und dagegen die Einräumung von Schorndorf verlangt! Verzichten wir auf Revange? Sehr großmüthig, mon General, aber mort de ma vie: es wird dem Könige wenig Gewinn, uns wenig Respekt verschaffen!“ warf Melac ein.

„Ihr seid ein Teufel, Melac!“ rief Montclar,

hastig vom Tisch aufstehend, aus; „ich bin Soldat und schrecke, weiß Gott, vor Blutbad und Flammen nicht zurück, wo es nöthig. Sie haben mich auf dem Schwarzwalde kennen gelernt — und noch nach Jahrzehnten wird man dort bei meinem Namen erbleichen — aber Euern Ruf will ich nicht zu dem meinigen machen! Man brennt wohl da und dort Dörfer ab, steckt den rothen Hahn auf die und jene kleine Stadt, die sich widerspenstig gezeigt; die Flüchtlinge mögen anders wo Obdach suchen und heilsamen Schrecken vor uns verbreiten — aber die Hauptstadt des Landes zu zerstören, den Lebenspuls desselben abzuschneiden — so viele Tausende in einer Nacht obdachlos zu machen, das ist ein Anderes! — Ich weiß, Brigadier, daß Ihr längst auf Stuttgart gelauert habt, wie der Wolf auf die Heerde — nicht umsonst ward dies Lager hier so nahebei errichtet!"

„Stuttgart und Cannstatt, mon General — die letztere Stadt liegt nur eine Stunde davon und darf nicht übergangen werden. Ich läugne nicht, daß es meine Absicht nicht war, diese Orte als Städte zurückzulassen!" sprach Melac achselzuckend.

Dies war Montclar zu viel; er warf dem Brigadier einen Blick des Abscheu's zu und würde ihm

heftig geantwortet haben, wenn nicht so eben Feuquieres, der mit ihm vom Schwarzwald gekommen, in's Zelt getreten wäre. Er kam, um den General an den Abgesandten von Stuttgart zu erinnern, der sich deshalb an ihn gewandt. Montclar, im Widerspruch gegen Melac, um so geneigter, die Bitten der bedrängten Stadt anzuhören, ließ denselben rufen.

Melacs lauernde Miene und die Verstimmung des Obergenerals entging dem Auge des Eintretenden nicht; doch sie schüchterten ihn nicht ein; Montclar an die verschiedenen Versprechen der Schonung Stuttgarts erinnernd, stellte er die Bitte, daß die Truppen zurückgezogen werden möchten.

Hatte Montclar noch zu viel Menschlichkeit oder Ehrgefühl empfunden, um auf Melacs Rathschläge einzugehen, so war er doch eben so wenig zu unbedingter Schonung der Bedrängten geneigt. In barscher Rede warf er dem Rathe die Vorfälle zu Schorndorf, die Angriffe auf der Alb und dem Schwarzwalde vor.

„Monsieur le General," antwortete Schmidlin, empört über diese hochfahrende Sprache des Franzosen, „nachdem Ihr König ein im völligen Frieden stehendes Land mit Krieg überzogen, — nachdem

die Regierung desselben alle Ihre Forderungen zu erfüllen bemüht war, ohne daß Ihre Versprechungen der Schonung bewahrheitet wurden — nach all dem machen Sie, wenn das Landvolk in der Verzweiflung sich selbst der Mißhandlungen erwehrt, mit denen es bedroht wird, der völlig machtlosen Landesregierung einen Vorwurf daraus?"

Erstaunt blickte der französische General den kühnen Sprecher an; die Räthe, mit denen er bisher verkehrt, hatten nur demüthig bittende Vorstellungen gewagt.

„Wundere sich mon General nicht über die freche Zunge des Abgesandten," raunte Melac Montclar französisch zu; „es ist derselbe, der den Succurs von Wien gebracht, und diesem nur vorausgeeilt ist. Ich selbst bin auf seinem Wege mit ihm zusammengetroffen, ohne zu wissen, woher er komme; würde ihn sonst verhindert haben, seine Nachricht nach Stuttgart zu bringen!"

„Mortbleu!" fluchte Montclar zwischen den Zähnen und fuhr Schmidlin an: „Wir üben Kriegsrecht! mich ob der Ursachen des Kriegs gegen einen würtembergischen Rath auszuweisen, steht mir nicht an. Ich habe für gut befunden, die Hauptstadt zu

besetzen, und werde den Befehl nicht zurücknehmen. Doch beabsichtige ich bis jetzt keine strengeren Maßregeln gegen dieselbe, und es wird nur von dem guten Verhalten der Bürgerschaft abhängen, von solchen verschont zu bleiben!"

Die letzten Worte hatte er mit einem Seitenblick auf Melac hinzugefügt.

Von einem stolzen Winke des Generals entlassen, verließ Schmidlin, seine Empörung mit Mühe bezwingend, das Zelt — am Eingange desselben traf er mit dem Secretär des Envoje zusammen, der so eben mit eiliger Botschaft an die Generale von Stuttgart kam.

Was mochte dieselbe enthalten? Lebhafte Unruhe über das, was indessen in Stuttgart vorgekommen, über das, was noch bevorstehen mochte, drängte jetzt alle persönlichen Gefühle in dem jungen Rathe zurück.

Mit Stuttgart wurde das Herz des Landes, der Hauptsitz der Wohlhabenheit, der Mittelpunkt des Verkehrs zerstört — und dies, während der Succurs an der Grenze stand, während die Herrschaft der Feinde kaum noch wenige Tage dauern konnte!

Sein Blick schweifte über die wilden Gestalten

hin, die er um die Wachtfeuer gelagert sah — einen Tag später vielleicht verbreiteten sie sich mord- und raubgierig über Stuttgart! Schaudernd eilte er unter diesen Betrachtungen weiter und war an's Ende des Lagers gelangt, wo er sein Pferd zurückgelassen, als er sich plötzlich angeredet hörte:

„Herr Kanzleirath!"

Er blickte sich um; hatte der Anblick seines ehemaligen Scribenten in der französischen Uniform schon bei seinem ersten Zusammentreffen einige Tage vorher ihn unwillig überrascht, so wurde er jetzt durch denselben noch mehr empört. Er wandte sich mit sprechender Geberde ab.

„Nur ein Wort! Um Gottes willen! Wie steht es in Stuttgart? Kommt noch kein Succurs?" fragte der Jüngling flehend.

„Was kümmert es einen Verräther?" gab der Rath schneidend zurück.

„Aber ich bin kein Verräther!" rief der junge Mann vorwurfsvoll.

„Um so schlimmer, wenn Er aus verbrecherischem Leichtsinn in die Reihen der Feinde trat," gab Schmidlin zurück, der indessen sein Pferd bestiegen, und ohne weiter zu hören, davonritt, um nach lang ver-

zögertem Aufenthalt so schnell als möglich wieder nach Stuttgart zu gelangen.

Neben aller andern Ungewißheit drängten sich ihn quälende Sorgen um seine Mutter und ihre Schützlinge auf. Der Gedanke an die Letztern erweckte ihm weitere folternde Betrachtungen. Noch hatte er nicht Zeit gehabt, über sein Zusammentreffen mit Dorothee und ihr Verhalten dabei nachzudenken.

Auch jetzt war nicht Zeit dazu, doch erwachte der Zweifel in ihm, ob und wie weit Dorothee der Verblendung nachgegeben, der sie beschuldigt wurde.

Unter diesen Gedanken achtete er wenig darauf, daß ein Reiter ihm nachgallopirt kam. Als er nahe bei Stuttgart von demselben eingeholt wurde, würde er ihn kaum erkannt haben, hätte der andere nicht Halt gemacht, um ihn anzureden:

„Mein Herr Rath! Auf ein Wort!"

Schmidlin bebte vor Empörung; er erkannte die Stimme des französischen Secretärs.

„Was haben der Herr mir zu sagen?" fragte er, seine Ruhe mühsam bewahrend.

„Haben der Herr Rath Familie und Eigenthum in Stuttgart? Ich meine, sagen gehört zu haben, daß er eine Mutter besäße?" fragte der Franzose.

„Und was kümmert es Monsieur?“ erwiderte Schmidlin.

„Der Herr Rath haßt mich; ich begreife es, und doch will ich ihm nicht so übel, wie er denkt,“ fuhr der Franzose hastig fort; „möchte ihm wenigstens nicht unnöthig Böses zufügen. Rette der Herr ungesäumt seine Mutter oder wen er sonst hat, und auch, was an Habe und Kleinoden wegzubringen ist.“

„Für mich geht dieser Rath verloren, meine Pflicht hält mich in Stuttgart zurück, was auch kommen möge,“ antwortete Schmidlin. „Soll die Warnung besagen, daß Stuttgart, allen früheren Zusagen zum Trotze, der Willkühr der Soldaten preisgegeben werden soll, so haben wir leider nicht die Mittel, es zu verhindern — es setzt eine solche That dem andern, was Ihre Landsleute verübt, die Krone auf!“

„Wer den Löwen reizt, muß gewärtig sein, daß die Tatze nach ihm schlägt,“ antwortete der Franzose stolz; „wer heißt Ihre Bürger die französischen Truppen anzugreifen, denen sie nicht gewachsen sind? **Bon soir** Herr Rath; Sie sind gewarnt. Ein anderes Haus, das die schönste Blume Stuttgarts beherbergt, werde ich selbst in Schutz nehmen!“

Er ritt vorüber, dem Thore zu. Schmidlin biß die Lippen zusammen, doch empfand er bei aller stürmischen Aufwallung ein Gefühl der Befriedigung, indem er murmelte: „Du täuschest Dich, frecher Franzose; sie, an die Du denkst, ist Deinen Händen entrissen. So bethört sie sein mochte — sie weigerte sich doch nicht, mir zu folgen!“

Kurz darauf hatte er Stuttgart erreicht und erhielt, da er sich nannte, durch das geschlossene Thor Einlaß. Vor allem andern begab er sich in die Kanzlei, wenn auch nicht in Erwartung eines angenehmen Empfangs.

„Ah! Da kommt er! Wir fürchteten schon, der Herr Rath wäre mit Gewalt zurückgehalten worden,“ rief der Kriegsrath Heller ihm entgegen, der noch mit zwei andern Räthen anwesend war.

Schmidlin gab seinen Bericht ab, der die Verzögerung seiner Ankunft erklärte, aber sonst wenig Hoffnung gab.

„Da hat der Herr freilich nichts ausgerichtet,“ meinte einer der Räthe.

„Laßt es gut sein,“ fiel Heller beschwichtigend ein; „wäre uns selbst hier nicht besser ergangen, hätten wir nicht den Professor gehabt! Gott sei Dank;

für diese Nacht sind wir noch gerettet. Dann aber müssen wir das Aergste erwarten, kommt der Succurs nicht schnell genug heran, um uns noch zu rechter Zeit zu befreien! — Weiß der Herr Kanzleirath schon, daß sein Herr Schwiegervater zurückgekommen, uns gräuliche Berichte über das Verhalten der Franzosen auf dem Schwarzwalde gebracht und alsogleich sich erboten, nach Ulm abzureisen, um den Succurs, falls er noch nicht abgegangen, zu beschleunigen?"

„Der Regierungsrath Sturm?" fragte Schmidlin überrascht.

„So ist's. Der Kanzleirath könnte ihn vielleicht noch eben in seinem Hause treffen, wohin er gegangen, um sich in Eile mit dem Nöthigsten zu versehen. — Wolle übrigens der Herr College nicht empfindlich nehmen, daß wir nicht ihn abgesendet; wir wußten nicht, was Dero Rückkunft verzögert — können jetzt auch die jüngsten, kräftigsten Leute am besten hier brauchen," fügte der wohlmeinende Kriegsrath hinzu.

Die Räthe verließen nun die Kanzlei mit der Verabredung, sich andern Tages in aller Frühe wieder zusammen zu finden. Schmidlin beeilte sich, um

zuerst noch den Regierungsrath zu sprechen. Er traf denselben schon im Begriffe, zu Pferde zu steigen.

Hocherfreut über seinen Anblick schüttelte ihm der sonst so trockene Mann herzlich die Hand.

„Habe zu meiner höchsten Beruhigung vernommen, daß der Herr Sohn Dorothee zu Seiner Frau Mutter gebracht. Ich kann ihm nicht sagen, wie viel ich ihretwegen in Sorgen gestanden. Habe mir erst, als ich weg war, über so manches Gedanken gemacht,“ redete er Schmidlin an.

„Der Herr Regierungsrath wollen den Succurs beschleunigen?“ fragte Jener ablenkend.

„Das will ich! Hoffe morgen noch zu guter Zeit zu Ulm anzukommen. Herr Sohn, ich habe mir früher Progressen gemacht, man könnte glimpflich mit denen Franzosen auskommen; habe deshalb zum Nachgeben gerathen, aber ich habe erfahren, daß keine Treu, kein Verlaß bei diesem Volke ist! Je mehr man sich duckt, um so mehr wird man gedrückt. Ich habe Dinge erlebt, die zum Himmel schreien. — Frau Beate, meine Verwandte, hat freilich nicht glauben wollen, daß ich's ausdauern könne, sogleich wieder zu Pferd, da ich kaum vor etlichen Stunden gekommen; hätte mir's selbst früher nicht

zugetraut, da ich doch sonst nicht viel von der Kanzlei weggekommen. Aber ich habe in den letzten Tagen schon erprobt, daß man viel kann, wenn man will und sonderlich wenn man muß; — Herr Sohn, kommt der Succurs nicht binnen ein oder zwei Tagen heran, so ist Stuttgart verloren! So behüt' Euch denn Gott!"

„Gottes Geleite auf den Weg!" sprach Schmidlin, dem Abreisenden die Hand schüttelnd. Von einem Reitknecht begleitet, ritt dieser dem Thore zu, während Schmidlin nach seinem Hause eilte.

19.

Zu Hause traf Schmidlin die weiblichen Familienglieder seinetwegen in lebhaftester Angst. In sprachloser Umarmung drückte seine Mutter, in schüchterner Herzlichkeit Magdalene dieselbe aus; Dorothee, bei Seite stehend, enthielt sich allen Antheils an der Begrüßung, aber ein Blick, der sich flüchtig zu ihm stahl, verrieth in beredter Sprache die tiefe Erregung, die das Mädchen zu verbergen sich bestrebte.

An sie wandte sich der Kanzleirath, sobald er Mutter und Bäschen begrüßt, um ihr die kurze Anwesenheit und neue Abreise ihres Vaters mitzutheilen.

Thränen traten in die Augen des Mädchens; sie war gewöhnt, von ihrem Vater wenig beachtet zu werden, aber in diesem Zeitpunkt der mannichfachen Angst fühlte sie sich so schmerzlich verlassen und es war ihr wehmüthig, daß ihr Vater nicht einen Augenblick gefunden haben sollte, um sein Kind wieder zu sehen.

„Ihr Herr Vater hat Sie unter meinen Schutz gestellt; ist Sie damit einverstanden, Dorothee? Ich kann Ihr nicht verhehlen, das uns vielleicht große Gefahr droht — will Sie diese mit uns theilen oder wüßte Sie Jemand, unter dessen Schutz Sie sich sicherer dächte?" fragte Schmidlin, sie scharf fixirend.

„Nein, o nein," antwortete das Mädchen angstvoll; „ich wünschte nichts, als hier zu bleiben — — wenn ich nicht lästig bin!"

„Keineswegs," versicherte, ihrem Sohne zuvorkommend, die Frau Stadtvögtin; „es kann jetzt keine Rede davon sein, daß Sie das Haus verläßt. Auch

besitzt Sie gar nicht so viel Courage, wie ich mir dachte! — Aber sei aufrichtig, Wilhelm, was haben wir zu fürchten? Deine ernste Miene will besagen, daß es schlimm um die Stadt stehe?“

Der Gefragte schwieg; seine Miene klärte sich nicht auf, vielmehr sprach er nach banger Pause:

„Es hälfe nichts, Euch zu täuschen. Binnen zweier Tage kann der Succurs ankommen und wir sind gerettet — wenn bis dahin uns Rettung noch nützt! — Morgen wird Montclar herüber kommen und das Schicksal der Stadt entscheiden!“

Der ruhige Ernst seiner Worte verstärkte den Eindruck derselben; doch war es eben die Größe der Gefahr, welche die weiblichen Gemüther vermochte, die Mittheilung gefaßt hinzunehmen; der Ernst der Lage war zu groß für Thränen und Klagen.

Es war spät geworden und Schmidlin erinnerte daran, daß er nach seinem Ritte eines Nachtessens benöthigt sei. Es war nicht an's Kochen gedacht worden, aber man fand, daß die Reste des kaum berührten Mittagessens allen Bedürfnissen genügten. Schmidlin nöthigte auch die weiblichen Familienglieder, mit zu Tische zu sitzen und einiges Wenige zu sich zu nehmen. Dann drang er darauf,

daß sie alle sich niederlegten, indem er versicherte, daß für diese erste Nacht nichts zu befürchten sein würde.

Die Mädchen gehorchten; etwas mehr Mühe kostete es Schmidlin, auch seine Mutter dazu zu vermögen; er selbst blieb wach, da er keineswegs zuversichtlich auf ungestörte Ruhe rechnete.

Es war eine unheimliche Nachtwache, die er beim trübe brennenden Licht in der Wohnstube zubrachte. Von der Straße her tönte der Lärm der französischen Truppen, die sich beim Weine unterhielten, und dazwischen hin und wieder der Ordnungsruf eines Offiziers. Schmidlin nützte die Zeit, alle drohenden Möglichkeiten ins Auge zu fassen und über die nöthigen Maßregeln zu sinnen.

Endlich brach der gefürchtete Tag an. Früh war die Frau Stadtvögtin wach und kam mit schweigendem Gruße in's Zimmer. Sein Blick begegnete ihrem fragenden Auge ernst; sie verstand ihn und faltete mit ausdruckvoller Geberde die Hände.

„Bei Gott allein ist allerdings unsere Hülfe, Mutter. Aber wir müssen dennoch thun, was in unserer Hand steht," nahm Schmidlin das Wort, indem er erklärte, was er während der Nacht aus-

gedacht. Er erinnerte sich noch aus seinen Knabenjahren eines Dachkämmerchens, das hinter andern Kammern und Gelassen eingeschaltet, ein gelegener Versteck für Spiele war. Dort, hoffte er nun, sollte seine Mutter mit den Mädchen für einige Tage Sicherheit finden können.

Die Frau Stadtvögtin fand den Gedanken gut, so weit er die Mädchen betraf; nur für sich selbst lehnte sie das Versteck entschieden ab, da sie es nicht über sich vermochte, ihr Haus ohne Weiteres der Willkühr der Soldaten preis zu geben. Der Sohn mußte nach vergeblichem Zureden nachgeben.

Während dessen traten die beiden Mädchen in die Stube. Ihre bleichen Wangen verriethen, daß auch sie wenige Ruhe gefunden und ihre Blicke suchten in dem ernsten Gesicht des Kanzleiraths nach Hoffnung und Ermuthigung.

Mit mehr als gewöhnlicher Sammlung hielt dieser die Morgenandacht. Mit dem Frühstück wurde nur wenige Zeit verloren. Sobald Schmidlin sich überzeugt, daß jede seiner Schützlinge einige Löffel Suppe genommen, erhob er sich, um die Mädchen in Sicherheit zu bringen. Klopfenden Herzens folgten ihm dieselben, nachdem die Frau Stadt-

vögtin zuerst ihre Nichte, dann auch Dorothee umarmt.

Mehrere Treppen emporsteigend, gelangten sie zum Dachgiebel. Einiges in dem kleinen Kämmerchen aufbewahrte Gerümpel war schnell weggeräumt; der Kanzleirath überzeugte sich mit raschen Blicken, daß die Mädchen genügend Platz hätten, um einige Tage in nicht zu unbequemer Lage zuzubringen, wenn auch die schräge Decke ihnen kaum gestattete, sich aufzurichten. Einige Bettstücke hatten sie auf seine Anweisung mitgebracht, um sich warm zu halten.

Schmidlin sprach ihnen noch mit ein paar Worten Ermuthigung zu, versprach, ihnen sobald als möglich Nachricht zu bringen, was in der Stadt vorgehe und schied mit warmem Händedruck.

Noch nahm er sich Zeit, einen alten Schrank vor den Eingang des kleinen Gelasses zu rücken, der auf diese Weise völlig verdeckt wurde. Dann eilte er mit erleichtertem Herzen hinab, um sich von seiner Mutter zu verabschieden. Auch der alten Magd, die in diesen angstvollen Stunden ihrer Herrin zur Seite blieb, drückte er die Hand, und Freude wie Respekt rötheten das Gesicht der anspruchlosen Dienerin, die schon zu Zeiten des weiland Herrn Stadt-

vogtes im Hause, ihre Anwesenheit nur durch geräuschlose allseitige Dienstwilligkeit bemerkbar machte.

Dann eilte er, seiner Pflicht gemäß, nach der Kanzlei.

Die Stadtvögtin hatte, die Bibel vor sich auf dem Tische, am Fenster Platz genommen, um mindestens alle Vorgänge in's Auge fassen zu können. Demüthig mit ihrer Kunkel am Ofen sitzend, leistete die Magd ihr Gesellschaft, deren ungestörte Gemüthsruhe die, wenn auch noch so muthige, doch weit lebhafter empfindende Herrin nun fast beneidete.

Langsamer verflossen den Mädchen in der stillen, dunkeln Dachkammer die Stunden. Sie waren sich so fremd und nun plötzlich so nahe gebracht! Ort und Umstände erinnerten Magdalene lebhaft an die Nacht, die sie im Kirchthurme ihres Heimathortes verbracht; sie erzählte Dorothee davon, die ihr eine aufmerksame Zuhörerin ward, um so mehr, da ihre augenblickliche Lage ihr die erzählten Erlebnisse vergegenwärtigen half.

Ein Seufzer stahl sich über Dorotheens Lippen, als die Erzählerin von ihren Großeltern und all der Liebe sprach, die in dem stillen Familienleben

geherrscht, die ihre Kindheit zu einer so glücklichen gemacht.

„Und jetzt?" fragte Dorothee nach einer Pause, „fühlt Sie auch hier sich heimisch und glücklich?"

„Ich habe die Frau Stadtvögtin, meine Baase, Anfangs etwas gefürchtet, aber sie ist sehr freundlich gegen mich. — Der Kanzleirath —" sie stockte.

„Der Kanzleirath?" wiederholte Dorothee gespannt.

„Auch er ist gütig," fuhr Magdalene zögernd fort, „aber — er ist sehr ernst und mit seinen Gedanken meistens abwesend. Wie sollte er sich auch viel aus einem unwissenden Mädchen machen, da er ein gelehrter beschäftigter Herr ist?"

„Ja, er ist ernst und viel beschäftigt," sprach Dorothee, mehr zu sich selbst; — „von dem Scribenten, der Sie in jener Nacht gerettet, hat Sie nichts wieder gehört? Hält Sie ihn für todt?" fragte sie nach einer Weile forschend weiter.

„Schlimmer! ich hab' ihn auf der Reise einige Augenblicke wieder gesehen — er ist französischer Soldat," flüsterte das Mädchen, und ungeachtet des Halbdunkels konnte Dorothee den heißen Schmerz wahrnehmen, der durch die jugendlichen Züge ihrer

Gefährtin zuckte. „Es thut Ihr weh um den jungen Mann?“ fragte Dorothee theilnehmend.

„Ja,“ antwortete die Erzählerin einfach; „er war von redlichem Gemüthe und hatte sein Leben für mich gewagt.“

Beide Mädchen versanken in Schweigen, bis der von der Straße hertönende Lärm sie zu Aeußerungen der gegenseitigen Befürchtungen veranlaßte. Der vorige Gegenstand wurde mit keinem weitern Worte berührt, aber unwillkührlich waren sie sich näher gerückt und nannten sich Du.

Spät Abends endlich — schon längst war in ihrem Winkel der halbe Strahl des Tageslichts erloschen — vernahmen sie den Tritt des Kanzleiraths, auf den sie seit mancher Stunde vergeblich gelauscht. Mit starkem Arme machte er die Thüre frei und seine kleine Laterne warf einen freundlichen Lichtstrahl in das dunkle Gelaß, wo die beiden jugendlichen Gestalten eng aneinander geschmiegt saßen, Magdalene, die sich eben erst aus dem Schlummer ermunterte, von Dorotheens Armen umschlossen, die, von lebhaften Gedanken wach erhalten, liebevoll um die jüngere Gefährtin besorgt schien.

Mit warmer Theilnahme ruhte Schmidlin's Blick

auf der Gruppe; besorgten Tones fragte er, wie sich die Eingekerkerten befänden? Als aber Magdalene dringend bat, ihr Versteck auf eine Stunde verlassen zu dürfen, da sie Verlangen trug, ihre Frau Baase nach solch angstvollem Tage zu sprechen, verweigerte er es entschieden, da man, besonders seit die Nacht eingebrochen, keinen Augenblick vor dem Eindringen der französischen Soldaten sicher war. Dagegen ermahnte er die Mädchen, sich an der warmen Suppe zu laben, welche die Magd zu ihrer Erquickung herzugebracht. Der Kanzleirath selbst, unter der Thüre stehend, gab ihnen während dessen Bericht über die Vorfälle des Tages.

Montclar war angekommen, wüthend über den Angriff, den seine Truppen von den Bürgern in Stuttgart erlitten. Er hatte damit angefangen, die Stadtmauern niederreißen zu lassen — bereits waren 800 Schuh abgebrochen.

Weitere Feindseligkeiten hatte indessen der Einfluß des Professor Osiander verhütet, der sich besonders bei Peysonnel und Feuquiere persönlich in Gunst zu setzen verstanden.

Was aber die Nacht bringen würde, war

man ungewiß; man durfte nicht hoffen, daß die Franzosen wieder auf dem Marktplatz kampiren würden.

Schmidlin verschwieg gleichwohl den Mädchen eine Hauptnachricht: daß eine Abtheilung der Franzosen die benachbarten Orte durchstreifte, um alle Leiterwagen hinwegzunehmen. — 200 solche hatte Montclar verlangt, um die Leute aus Stuttgart wegzuführen — daß ferner Melac sein Lager bei Eßlingen abbrach, um sich zu Stuttgart einzuquartieren!

Noch sprach der Kanzleirath, während seine Blicke mitleidig auf den Mädchen ruhten, die mit Wohlbehagen ihre warme Suppe theilten — da scholl ein Lärm zu seinem Ohre. Er lauschte; es waren Männerstimmen im Hause vernehmbar.

„Gute Nacht und ängstigt Euch nicht!“ flüsterte er den erbleichenden Mädchen zu, schloß die Thüre, rückte den Schrank wieder davor und eilte hinweg, um seiner Mutter zur Seite zu stehen.

Angstvoll lauschten die Mädchen; plötzlich schrak Magdalene zusammen.

„Das sind Franzosen; so lautet ihre Sprache

— ich vergesse sie nie!" flüsterte sie ihrer Gefährtin zu — die gehörsame Stille der Nacht ließ die Stimmen deutlicher als am Tage unterscheiden.

„Stille — auch ich kenne sie!" hauchte Dorothee mit stockendem Athem.

Es ward nun geräuschvoll im Hause unten; man hörte Thüren gehen, Treppen dröhnen, Stimmen laut werden. Endlich aber wurde es dennoch stille; die Einquartirten mochten schlafen gegangen sein. Auch die Mädchen sanken in Schlummer; die Nacht ging ohne weitere Störung vorüber, bis früh Morgens das schon gewöhnte Geräusch sie erweckte.

Vergeblich aber warteten die Eingekerkerten an dem nun begonnenen Tage, den Kanzleirath wenigstens einige Augenblicke zu sehen. Er mochte, bewacht von den Franzosen, keine Gelegenheit finden, sie unbemerkt aufzusuchen. Noch weniger durften seine Mutter oder die Magd es wagen, da der Schrank, der den Eingang verdeckte, von ihnen nicht ohne Mühe und Geräusch wegzuräumen war.

Im Hause herrschte fortwährend Lärm; es schien viel ab- und zugegangen zu werden, und Gerüche

aus der Küche ließen vermuthen, daß die Franzosen sich stark bewirthen ließen. Gerne hätten die Mädchen sich einen Augenblick hinabgewagt, denn sie froren und hungerten; peinlicher noch wurden sie von der Ungewißheit über das, was unten vorging, bedrückt — aber sie durften nicht daran denken, konnten überdieß auch den Widerstand der Thüre nicht entfernen.

Wieder mußte es Nacht geworden sein, — da erdröhnten Tritte auf der Treppe, man vernahm gedämpfte Stimmen — die Ankommenden näherten sich dem Verstecke.

„Es ist nicht der Kanzleirath, das ist nicht sein Tritt,“ lispelte Dorothee ihrer Gefährtin zu, die sie krampfhaft umklammerte.

Jetzt wurde die Thüre aufgestoßen; beim Schein eines Lichtes sahen die bebenden Mädchen zwei Männer herantreten, die einen Verwundeten trugen, — es war der Kanzleirath. Seine Mutter, bleich doch besonnen, hatte die Träger zu dem Verstecke geführt, und der Verwundete wurde auf dem Lager niedergelassen, das die Mädchen in Eile für ihn bereit gemacht.

Er wurde verbunden; Anfangs von der Anstren-

gung des Transportes ohnmächtig, kam er doch bald zu sich und winkte seinen Begleitern lebhaft, sich zu entfernen.

Diese waren Professor Osiander mit einem Bürger von Stuttgart. Letzterer versprach, so schnell als möglich einen Wundarzt herbei zu schicken. Osiander empfahl größte Verborgenheit, da die Zügellosigkeit der französischen Truppen jeden Augenblick steige und Schmidlin ihnen persönlich verhaßt geworden, nachdem verlautet, daß er den nahenden Succurs gebracht. Dann eilte er mit seinem Begleiter hinweg, da seine Anwesenheit jetzt an andern Orten dringend benöthigt war.

Den Abgehenden folgte die Stadtvögtin nach, um einige weitere Bettstücke sammt Anderem, was dem Leidenden nöthig, herbeizuholen. Eine geraume Weile ging hin, sie kehrte nicht zurück; ihr Ausbleiben fing die Mädchen an zu beunruhigen. Plötzlich aber rief Magdalene aufspringend aus:

„Spürst Du nicht Rauch, Dorothee? Gott sei mit uns! Ich gehe hinab, um zu sehen, wo die Baase weilt!“

Der Verwundete, bisher im Halbschlummer lie-

gend, hatte die Worte vernommen; er schug die Augen auf und sah Dorothee noch neben seinem Lager knieend.

„Hinweg! Sie kann sich vielleicht noch retten!“ mahnte er sie mit matter Stimme.

„Nicht ohne Euch,“ erklärte das Mädchen.

Schmidlin machte eine Anstrengung, sich zu erheben, aber dessen unfähig, da ihm eine Kugel in die Seite gedrungen, sank er wieder zurück.

„Fort, Dorothee, ehe es zu spät; Du siehst, ich bin nicht mehr zu retten!“ rief er mit verstärkter Stimme.

„So will ich auch nicht gerettet sein — war ich nicht Eure Verlobte?“ antwortete sie entschlossen.

Krampfhaft faßte Schmidlin ihre Hand. „Dorothee! Du wolltest mit mir sterben? So hättest Du mich dennoch und wahrhaft geliebt?“ fragte er mit flammendem Blicke.

„Ich weiß nicht, ob ich's that, habe auch nie gewußt, ob ich von Euch geliebt war. — Aber hab' ich im Leben geirrt, so will ich doch jetzt nicht von Euch lassen,“ sprach sie mit der rückhaltlosen Offenheit, die der furchtbare Ernst des Augenblicks erheischte.

Abermals wollte der Verwundete sich aufrichten, aber die Anstrengung war zu gewaltig für ihn gewesen; ohnmächtig sank er zurück. Ihn mit ihren Armen umklammernd, warf sich das Mädchen neben ihm nieder, um so den Tod mit ihm zu erwarten.

20.

Während die Aufregung der Soldateska in Stuttgart auf's Höchste gestiegen und es den Generalen kaum noch gelang, einige Ordnung zu erhalten, rückte Melac von Eßlingen heran. Er sah voraus, daß Montclar, ungeachtet seines Aergers über den nahenden Succurs, doch vor dem Aeußersten zurückschrecken werde; er war daher entschlossen, durch seine Ankunft allem Zaudern ein Ende zu machen, und in rascher That auszuführen, was er längst gegen Stuttgart beabsichtigt.

Bereits hatte er alle nöthigen Vorbereitungen getroffen; seine Soldaten trugen Pechkränze und Brandfackeln in der Hand und ihnen folgte ein Wagen mit starken Pferden bespannt und beladen mit

Fässern, die Brandmaterialien enthielten. Der Besitzer von Wagen und Gespanne, ein Frachtfuhrmann aus der Nähe von Eßlingen, war genöthigt worden, auch bei dieser Fahrt seinen Dienst zu versehen.

Nur im lauten wiederholten Knallen seiner Peitsche wagte er der tiefen Empörung Luft zu machen, die ihn erfüllte. Noch war's einige Stunden bis zu Tagesanbruch, aber die schweigende Nacht belebte sich ihm mit dem Bilde der in feuriger Lohe aufflammenden Hauptstadt.

„Verflucht sei mein Gewerbe, verflucht der Tag, da ich zum ersten Male ein Roß einschirrte, verflucht am meisten diese Teufel von Franzosen!, mögen sie bald selbst in den höllischen Flammen rösten!“ murrte er heimlich.

Da kam so eben Melac vorübergeritten; er stand still, um die Ladung des Wagens zu überblicken; brennende Fackeln in den Händen seiner Begleiter warfen ihren rothen Schein auf sein Gesicht, das jetzt nicht mehr düster und verschlossen wie sonst aussah, sondern von höllischem Triumphe, von der grausenhaften Lust der Zerstörung belebt war. Er nickte nur, ohne ein Wort zu sprechen und ritt weiter. Der Fuhrmann, sonst von rauhem unerschrocke-

nem Wesen, wie die meisten seines Gewerbes, schauderte und sprach ein leises: „Erlöse uns von dem Bösen!“

Eine Stunde später langten die Truppen bei Cannstatt an. Schon lag hier zwar Mannschaft von Feuquiere und Marevauld, die nicht alle in Stuttgart einquartiert worden, doch ließ Melac absitzen, um der Mannschaft einige Stunden zum Plündern freizugeben, auch erst Cannstatt in Brand zu stecken, ehe er Morgens nach Stuttgart rückte.

Der Wagen war einstweilen mit einer Wache in der Vorstadt zurückgelassen worden, er sollte bei Aufbruch der Truppen mit nach Stuttgart abgeführt werden.

Indessen war die Nacht kalt; der Fuhrmann versorgte seine Pferde, so gut es ging und wickelte sich selbst in seinen Mantel, indem er sich durch Auf- und Abgehen warm zu erhalten suchte. Die Wache that ein Gleiches, indem sie Flüche über den kalten deutschen Winter murmelte.

Da kam ein anderer Soldat auf die letztere zu, eine Flasche in der Hand, die er dem Wachposten mit gebrochener französischer Anrede reichte.

„Bon, Kamerad!“ antwortete dieser und setzte die Flasche an den Mund.

„Kalt' Nacht, kalt' Land, doch gut' Trunk!“ sprach er, nachdem er einen tiefen Zug gethan. Abermals setzte er dann die Flasche an den Mund, doch diesmal nicht, um sie wieder abzusetzen, ehe der letzte Tropfen geleert war.

„Halt Wach', Kamerad,“ lallte er dann mit schwerer Zunge und sank, in seinen Mantel gehüllt, schlafend in den Schnee nieder.

„Landsmann,“ redete der Soldat nun den Fuhrmann an, „willst Du diesen Wagen nach Stuttgart bringen, willst Du den Henker von Tausenden Deiner Landsleute machen?“

„Wenn ich's hindern könnte, geschähe es nicht,“ antwortete dieser barsch.

„So fahre mit dem Wagen hier herüber, langsam und geräuschlos, um's Himmels Willen,“ fuhr der Soldat fort. Der Fuhrmann gehorchte, obwohl er noch nicht wußte, was der Andere beabsichtigte.

Dieser ließ ihn nach einer Seitengasse einlenken, deren Häuserreihe mit der Rückseite an einen mit Schlamm gefüllten Graben grenzte.

„Was soll ich nun?“ fragte der Fuhrmann aufmerksam.

„Du frägst noch? Hier laden wir ab, dann ist Cannstatt und Stuttgart gerettet,“ antwortete der junge Mann.

„Wird's etwas nützen?“ Binnen weniger Tage wird Melac doch neuen Brandvorrath herbeigeschafft haben,“ meinte der Fuhrmann.

„Er hat nicht Zeit dazu, der Succurs ist ihnen auf den Fersen, er kann morgen schon ankommen — aber indessen noch entsetzliches Unglück angerichtet werden,“ erklärte der Soldat.

„Ist's so, dann bin ich dabei, in Gottes Namen,“ sprach der Fuhrmann.

„Nur rasch, wir könnten unterbrochen werden,“ mahnte der Soldat, indem er mit Hand anlegen wollte.

„Nur gemach,“ warnte der Fuhrmann, „sehen wir erst, wie wir zum Graben gelangen.“

Seine Bedenken zeigten sich nicht unbegründet; es war wirklich nicht möglich, durch ein kleines Seitengäßchen, das zwischen die Häuser dahin führte, die Fässer zu wälzen, wie der Soldat beabsichtigt.

„So wolle Gott uns beistehen. Wohin mit dem

Wagen? Der Weg zum Neckar ist nicht frei?" fragte dieser.

„Halt noch eine Weil'. S'ist zum Glück hier die abgelegenste Gasse; im Armenhause dort und ringsherum wird kein Franzose plündern wollen; so haben wir noch etwas Zeit; will mich einmal umschauen," meinte der Fuhrmann, indem er weiter ging.

„Ich hab's. Nur vorwärts, langsam, daß der Wagen nicht knarrt!" sagte er, nach wenigen Minuten zurückkehrend. Der Wagen wurde um die Ecke geführt; dort schon im freien Felde, gedeckt von einem großen Gebäude, dem Armenhause, stand eine halbverfallene Scheuer.

„Hier herein mit dem Plunder," sprach der Fuhrmann, da sucht ihn Niemand; und sind die Franzosen fort, so mögen ihn die Leute schon hinwegschaffen."

Auch sein Gefährte wußte keinen andern Rath. Rasch wurde der Wagen abgeladen und der gefährliche Inhalt in die Scheuer gerollt; ringsumher war kein spähendes Auge zu fürchten. Eine Schneemasse, vom Felde her vor die Thüre gewälzt, schloß den Eingang ab; auf der gefrorenen Straße war

der Schnee bereits geschwunden, so daß weder Wagenräder noch Tritte eine Spur zurückließen.

„Nun aber fort, den nächsten Weg. Unsers Bleibens ist nicht mehr hier,“ sagte der Soldat.

„Habt Recht; würden den Wagen schon vermißt haben, wären sie nicht alle in's Plündern und Zechen vertieft. Glück auf den Weg für uns Beide,“ sprach der Fuhrmann, indem er auf einem Feldwege, in den das Vorstadtgäßchen ausgemündet, geräuschlos weiter fuhr, nach kurzer Strecke aber den Wagen ausspannte und mit den Pferden noch eiliger davonritt.

Der Soldat wollte seinen Weg nach Stuttgart nehmen und mußte, um auf die Straße zu gelangen, noch einen Theil der Stadt passiren. Dies erschien nicht eben schwierig, da ihn die Nacht deckte und wenn auch einzelne Plünderer ihm begegneten, sie doch schwerlich auf ihn Acht hatten.

Wie er gehofft, kam er unaufgehalten hindurch, aber er hatte einen Wachtposten übersehen, der beim letzten Hause seinen Standpunkt hatte.

Ein donnerndes:

„Qui est la?“ schallte ihm entgegen.

Er antwortete, aber sein Accent verrieth ihn dem Franzosen als Deutschen.

„Halt! Deserteur!“ rief ihm derselbe zu, die Muskete drohend erhebend. Aber noch ehe der Franzose losdrücken konnte, traf ihn der Schuß des Flüchtlings, der die Pistole längst fertig gehalten.

Er hatte gut getroffen; gleichwohl überrieselte ihn ein Schauder, als er mit dem Ausruf: „Ich bin frei! Und nun nach Stuttgart, vielleicht könnte ich auch dort noch etwas Böses verhüten,“ weitereilte.

21.

Noch mit geschlossenen Augen hörte Schmidlin schmetternde Trompetensignale Allarm blasend zu seinem Ohre tönen — dann schwand sein Bewußtsein.

Er fühlte sich herabgetragen und auf ein besseres Lager gelegt; dann war ihm, als würde die Kugel aus seiner Wunde geschnitten. Er glaubte sich von den Seinen umstanden, ohne daß er sie zu unterscheiden, oder sich ihnen verständlich zu machen ver-

mochte, bis eine fremde Stimme ihn wieder zu halbem Bewußtsein weckte.

„Madame, retten Sie mich, verbergen Sie mich um der Menschlichkeit Willen: Die Bauern sind mir auf den Fersen!" lauteten die Worte des Fremden, der ihm als der Secretär des Envoje erschien.

„Ich will den Herrn retten — um Gottes Willen, obwohl ich durch Seine Leute vielleicht meines einzigen Sohnes beraubt worden bin," hörte er seine Mutter antworten.

Noch einmal weckte jetzt den Bewußtlosen wilder Lärm aus seinem Halbschlummer. Er glaubte, bewaffnete Gestalten in die Stube dringen zu sehen. Doch sahen sie nicht den Franzosen ähnlich. Sie bedrohten einen jungen Mann, der an seinem Lager gestanden und in dem er die Gesichtszüge seines ehemaligen Scribenten zu erkennen glaubte; dann von diesem ablassend, wendeten sie sich gegen ihn selbst. Lebhafte Stimmen erhoben sich nun. In den Worten: „Was wollt Ihr? Es ist ja der herzogliche Gesandte, der den Succurs gebracht," meinte er die seines Scribenten zu erkennen.

Dann beugte sich ein Gesicht auf ihn nieder, das ihm ebenfalls nicht unbekannt däuchte.

„Ja, es ist wahr, der Herr ist noch kürzlich unter meinem Dache gewesen; damals freilich hat er besser und kräftiger ausgeschaut, hätte ihn nicht mehr erkannt," sagte eine rauhe Stimme.

„Seid Ihr ein Mörder geworden, Schulze, ich kenne Euch ja nicht mehr," meinte der Kranke Magdalenen erwidern zu hören.

„Ja, Jungfer," erwiderte der vorige Sprecher, „wer gereizt ist, wie wir, der fragt nicht mehr, was er thut. Dies Gesindel hat uns das Dach über dem Kopfe angezündet, hat unsere Weiber geschändet, unsere Kinder in der Wiege nicht verschont. Darum schonen auch wir ihrer nicht, und so viel an uns ist, soll keiner dieser verfluchten Franzosen über den Rhein entkommen, um ein andermal sengend und brennend bei uns einzufallen."

Wieder schwand dem Verwundeten das Bewußtsein; Tage lang sah er nur wie im Fiebertraum Gestalten an sich vorübergleiten, die ihm bekannt waren, und die sich mit seinen wirren Phantasien vermischten.

Unter diesen war außer den Seinen und Ehrhardt auch der Regierungsrath, und es däuchte Schmidlin, Thränen in den Augen desselben zu sehen,

da er sich über ihn niederbeugte und dann seine bleiche Tochter, die sich ihm in die Arme warf, mit einer Vaterzärtlichkeit zu trösten versuchte, die man sonst nie an ihm gesehen.

Solche lichtere Augenblicke waren für den Bewußtlosen jedoch nur flüchtig.

Es schien Nacht geworden, als er wieder einmal aus seinem Halbschlummer erwachte. Neben seinem Lager saß nur Dorothee — aber unter der Thür, deren leises Oeffnen den Kranken geweckt, stand der französische Secretär.

„Mademoiselle," sprach derselbe, sich langsam nähernd, „ich stehe Ihnen heute anders gegenüber, als da wir uns zum letztenmal gesprochen; ich gehöre jetzt zu den Gedemüthigten, ich fliehe — hat Dorothee kein freundliches Wort für den Scheidenden?"

Mit höchster Anstrengung bemühte sich der Fieberkranke, aufzublicken; — aber die Gestalten schwammen in undeutlichen Umrissen vor seinen Augen, dagegen hörte er Dorothee antworten:

„Ich wünsche Ihnen glückliche Heimkehr, Monsieur, ich verzeihe Ihnen, daß Sie mein Herz bethört; aber ich danke Gott dafür, daß ich zum Be-

wußtsein gekommen — daß Sie scheiden, um nie wieder zu kommen!"

Weiter vernahm der Kranke nichts, aber ihm war, als es wieder stille geworden, als ob Dorothee sich über ihn beugte und einen Kuß auf seine Stirne drückte.

Neue Tage gingen vorüber; den Bewußtlosen führten seine Fieberträume zurück an den Kaiserhof zu Wien, nach Ungarn — Waren diese Schuld, daß er unter den Gestalten, die an sein Lager traten, auch den Prinzen Ludwig, den Anführer der würtembergischen, aus Ungarn herbeigerufenen Truppen zu sehen glaubte?

Es war ein freundlicher Morgen, die Januarsonne blickte hell durch die Fenster der Krankenstube, als der Kranke, erwachend, sich schwächer als bisher, aber zum erstenmale seiner selbst und der Umgebung wieder klar bewußt fühlte. Seine Augen suchten, sie fielen auf den Scribenten, der zu den Füßen seines Bettes stand.

„Ehrhardt! Wie ist mir? Ach, wie man im Fieber träumen kann; ich glaubte, Er wäre französischer Soldat geworden!" redete er denselben an.

„Ich war es, Herr Kanzleirath, obwohl nur ge-

zwungen," antwortete der junge Mann; „aber der Herr Kanzleirath erlauben, dero Frau Mutter zu rufen, da der höchst ersehnte Augenblick gekommen, wo Sie wieder volles Bewußtsein erlangt?"

„Warte Er noch einen Augenblick. — Die Franzosen, wollten sie Stuttgart nicht einäschern?" fragte der Kranke weiter.

„Es war so. Zwar hatten Peysonell und Feuquiere sich immer noch bemüht, einige Ordnung unter der Soldateska zu erhalten — aber diese ließ sich das Plündern nicht mehr erwehren — überdies mußte man jeden Augenblick der Ankunft Melacs entgegensehen, dessen Leute schon mit Pechkränzen und Brandfackeln versehen waren. Da wurde plötzlich zum Abmarsch geblasen — mit dem beginnenden Tage verließen die Franzosen die Stadt und zur gleichen Zeit kamen vom Lopser herab Prinz Ludwig und der Markgraf mit dem Succurs angerückt!"

„Ah! Und die Franzosen zogen sich zurück? Die Hülfstruppen folgten? Kam es zu Gefechten?" fragte der Kranke lebhaft.

„Die Franzosen räumten ohne Schwertstreich nicht nur die Stadt, sondern das ganze Land. Gleichwohl haben unsere Truppen, denen gegen achttau-

send Mann Bauern zugelaufen, noch Viele ereilt und sollen keinen Pardon gegeben haben!"

„Die Bauern; ja — mir taucht es auf! — Waren sie nicht auch hier im Hause?"

„Es waren noch verspätete Nachzügler der Franzosen, auch da und dort Verwundete, hier zurück, welche von den Bauern aufgespürt worden. Meine französische Uniform hätte mir da fast den Tod zugezogen, auch der Herr Kanzleirath ist wegen der Wunde fast für einen Franzosen angesehen worden!" lautete Ehrhardts Antwort.

„Aber es hat ein Franzose Zuflucht im Hause gefunden, nicht wahr?" fragte Schmidlin.

„Der Secretär des Envoje; der Herr Regierungsrath haben ihm in der folgenden Nacht zur Flucht verholfen."

Der Kranke wollte weiter fragen; da zog ein leises Geräusch seine Blicke auf sich; es war Dorothee, die in die Stube getreten. — Der Scribent zog sich zurück, um der, in wenigen Tagen unter der Sorge um den einzigen Sohn um Jahre gealterten Mutter des Kranken die hocherfreuende Nachricht zu bringen.

Nun erst kehrte auch im Hause der Frau Stadt-

vögtin, das bisher unter der Befreiung ein Trauerhaus geblieben, wieder Sonnenschein ein. Die Krisis, die im Befinden des Kranken eingetreten, bewährte sich als glückliche; das heftige Wundfieber war gebrochen, und seine Genesung machte, wenn auch langsame Fortschritte während der treuesten Pflege von wetteifernden weiblichen Händen.

Noch Vieles hatte er nachträglich über die verflossenen Tage zu hören. Zuerst vernahm er, wie in jenem entscheidenden Momente eine Pechfackel, deren schon welche von den Franzosen umhergetragen wurden, durch's Fenster gefallen, während die Stadtvögtin gezwungen worden, eingedrungenen plündernden Franzosen die geheimen Schubfächer der Schränke zu öffnen, worin sie Silber und andere Kleinodien verwahrte; — wie es der raschen Thätigkeit Ehrhardts, der sich bei den Franzosen befand, ohne von der alten Frau erkannt zu werden, gelang, die drohende Gefahr abzuwenden und die Brandfackel zu ersticken, ehe die Flamme um sich griff; — während die Allarmsignale ertönten, welche auch die Plünderer von ihrem Werke abriefen.

„Würde zu anderer Zeit mich sehr darob gegrämt haben, aber Gott, der ein Herr über Leben

und Tod ist, hat mich gelehrt, mein Herz nicht länger an Schätze zu hängen, die Motten und Rost fressen. Hätte freilich gerne Eins und das Andere retten mögen, wenn ich willig auch die anderen Verluste erleide; war manch Stück von Ahn und Urahn dabei, das ich gerne hätte auf den Enkel überkommen lassen — doch so Gott mir nur Dein Leben erhält, will ich Alles gerne dran geben!" erklärte die alte Frau.

Dann gab der Scribent Berichte über seinen Aufenthalt bei den Franzosen. Auch Schmidlins Wärterinnen lauschten mit Theilnahme, als der junge Mann in anschaulicher Weise erzählte, wie er als Gefangener in die Kleidung eines französischen Soldaten gesteckt, sich mit der Hoffnung tröstete, um so leichter entkommen zu können; wie er aber, mit eifersüchtiger Wachsamkeit von einem alten Dragoner beaufsichtigt, weder im Lager noch auf dem Ritte einen günstigen Augenblick gefunden; wie er, als sich die Truppen zum Rückzuge anschickten, schon gefürchtet, mit hinwegziehen zu müssen, und so für sein Leben lang an die französischen Fahnen gekettet zu sein — bis es ihm in der Verwirrung der letzten Nacht zu Cannstatt gelang, sich nicht nur selbst zu befreien, sondern auch mit Hülfe des willigen Fuhrmanns

den zur Einäscherung Stuttgarts bestimmten Brandwagen zu entfernen.

Diese Erlebnisse aber und vielleicht nicht am wenigsten das Bewußtsein, das Blut eines Menschen vergossen zu haben, wenn auch eines Feindes und in Nothwehr, hatten dem sonst zu flüchtigen Wesen des jungen Mannes einen Ernst beigegeben, der seiner Umgebung wohlthuend auffiel.

„Habe mir sonsten Abenteuer gewünscht und mich in der Schreibstube nicht recht zu Hause fühlen wollen, wie dem Herrn Kanzleirath bewußt — habe aber nun Abenteuer genug gehabt, um mein Leben lang daran zu denken und mich nach der Schreibstube als einem irdischen Paradiese zurückgesehnt!" schloß der Erzähler selbst, und Schmidlin bot ihm herzlich die Hand.

Auch fremde Besuche trafen nun häufig in der Krankenstube ein, da der Genesende sie zu empfangen vermochte. Der Stand seiner Angelegenheiten hatte sich bedeutend verändert, wie er jetzt erfuhr, denn Prinz Ludwig und der Markgraf hatten mit großer Anerkennung von seiner eifrigen Bemühung für die eilige Herbeiziehung des Succurses gesprochen. Jener war es wirklich gewesen, der in den

ersten Tagen nach seiner Ankunft persönlich in das Haus gekommen, um sich selbst von dem Zustande des Kranken zu überzeugen. Er machte in der Folge auch dem Genesenden noch einen Besuch, der noch manche andere von Seiten der herzoglichen Räthe, und selbst eine mehrmalige Erkundigung der Herzogin nach dem Befinden des Kanzleiraths nach sich zog.

Der Herzog Administrator war auf's Neue abwesend, um wegen allgemeiner Reichsbewaffnung erst auf dem Reichstage zu Regensburg, dann auf einem Kreistage für Schwaben, Baiern und Franken zu Augsburg sich zu bemühen.

Dies erschien sehr nöthig, denn noch im Januar kam die schaudervolle Kunde von der Zerstörung Heidelbergs durch Melac, der sich dort für die Vereitlung seiner Einäscherungsabsicht auf Stuttgart schadlos gehalten. Man hörte überhaupt, daß die Franzosen, welche nicht eine Waffe erhoben, um sich in Würtemberg zu behaupten, desto eifriger in der Verwüstung der Pfalz waren, wohin sie sich zunächst zurückgezogen, bis sie den Truppen der Churfürsten von Brandenburg und Sachsen, denen endlich auch kaiserliche und baierische Regimenter nachfolgten, weichen mußten.

22.

In den ersten Frühlingstagen, die das verwüstete Land mit jungem hoffnungsvollem Grüne bedeckten, wagte auch Schmidlin sein Krankenlager zu verlassen. Begleitet von seiner Mutter, den Mädchen und Ehrhardt, machte er einen Gang nach dem nahegelegenen Gütchen, das seine Mutter besaß, und das einen reizenden Ueberblick über den Thalkessel bis hinunter nach Cannstatt, in's Neckarthal gewährte. Dort war es, wo er zum ersten Male gegen Dorothee manches Vorhergegangene berührte und der Abschiedsscene erwähnte, deren Zeuge er in den ersten Tagen seines Krankenlagers geworden.

Sie waren den Andern vorangekommen, da die Stadtvögtin, auf den Arm des Scribenten gestützt, die Höhe nur langsam erstieg und Magdalene ihr zur Seite geblieben. Rings um sie blinkten nur knospende Sträucher und Bäume und über ihnen lächelte der wolkenlose Himmel.

Dorothee berichtete, ohne etwas zu verhehlen, alles, was das Verhältniß des französischen Secretärs zu ihr betraf, von seinem ersten Billet an bis zu seiner stürmischen Werbung am Tage der Besetzung Stuttgarts. Demüthig schüchtern blickte sie nach ihrer Erzählung zu dem Kanzleirath empor, ungewiß, wie er diese Geständnisse aufnehmen würde.

„Und? — Sie hat den Monsieur geliebt, Dorothee?" fragte Schmidlin nach einer Pause, mehr mit bezwungenem Schmerze als mit Strenge.

„Ich glaubte so, ich fühlte mich unglücklich, ich wünschte geliebt zu werden und — — —"

„Zweifelte an meinen Gesinnungen?" fragte Schmidlin.

Sie bejahte. „Die Leidenschaft des Cavaliers hat mir geschmeichelt — und dann mich gelockt. — Wie ich einmal in einer Ritterhistorie von einer Frau gelesen, die durch ein Amulett alle Leute, die sie wollte, an sich lockte, daß sie nicht von ihr lassen konnten, so, meinte ich, hinge mein Herz an dem Cavalier, und ich müsse ihm folgen, wohin er wolle; — aber dennoch —"

„Dennoch, Dorothee?" fragte Schmidlin ängstlich.

„Dennoch, als ich in der Dachkammer neben Eurem Lager kniete, als ich vermeinte, mit Euch vom Tode ereilt zu werden, und Gott meine Seele mit der Euren anbefahl, — da fühlte ich mich innerlich befreit und beglückter, als während ich den glühenden Liebesworten des Cavaliers gelauscht!“

„Dorothee!“ rief der Kanzleirath tiefbewegt aus, indem er das Mädchen umfaßte; — „und nun?“

„Nun,“ fuhr sie mit niedergeschlagenen Augen fort, „ist jene Bezauberung verschwunden wie ein ängstlicher Traum, und mir ist, als ob ich nur Euch stets geliebt — doch anders, als ich den Cavalier zu lieben gemeint. Könnt Ihr nun aber verzeihen und vergessen?“

„Wir haben Beide zu verzeihen, Dorothee,“ antwortete Schmidlin, die Verlobte innig an's Herz schließend, „darum laß uns alles nun vergessen, nur die eigene Schuld und Schwäche nicht, damit wir ferner um so mehr auf uns selbst achten!“

Mochte es sein, daß die Frau Stadtvögtin heute den Weg ganz besonders beschwerlich fand — sie war noch immer mit den Uebrigen zurück. Die Verlobten setzten sich auf dem Rasen nieder, die Arme verschlungen; zu ihren Füßen sproßten Veilchen, in

den Lüften jubelten die Lerchen und unter den Blicken der Ausgesöhnten breitete sich die heimathliche Stadt aus, wo sich künftig ihr häusliches Glück aufbauen sollte.

Beredtes Schweigen wechselte mit manchem innigen Wort. Unter anderem drückte Schmidlin seiner Verlobten seinen Dank für all ihre treue Pflege aus, für die liebevolle Aufmerksamkeit, die Sanftmuth und die Aufopferung, die ihn eben so bewegt wie beglückt.

„Was mich aber am meisten erfreute und verwunderte, meine Liebste, das war Dein demüthiges Bezeigen; hätte ich von Dorothee, wie ich sie sonst kannte, ein Bekenntniß erwarten können, wie es mir nun eben gemacht worden ist?" sprach er lächelnd.

„Erst mein Schuldbewußtsein und dann Schmerz und Angst um — — Dich, konnten ja wohl ein trotzig Mädchenherz beugen," antwortete das Mädchen erröthend — „aber," fuhr sie schalkhaft fort, „mir deucht, auch des Herrn Kanzleirath Gestrengen haben sich in etwas verändert und sind gar milder und leutseliger geworden, als man sonst von Deroselben gewöhnt war."

„Sie hat nicht Unrecht, meine Herzallerliebste,"

stimmte der Verlobte heiter ein, „ich habe Manches lernen müssen, was mir etwas schwer angegangen; erst Liebesschmerz — und er ging tiefer, als Du dachtest, Dorothee — dann Verkennung in Amtsverhältnissen; Sorgen aller Art um Land und Leute und noch mehr um die, so dem Herzen naheliegen — zuletzt noch ein langes Krankenlager, worauf man hülflos wie ein Kind liegt und von Anderer Pflege abhängt; die können auch ein hartes Manneshherz erweichen. Gott bewahre mich, daß ich, obwohl meiner Pflicht unerschrocken nachkommend, doch was mich selbst anbelangt, dieser Lehre niemals uneingedenk werde."

Jetzt langte endlich auch die Stadtvögtin mit den Andern oben an.

„Was für ein schöner Tag; ich denke nun doch, es will ernstlich Frühling werden, und wir haben keinen Frost mehr zu befürchten," meinte sie, Athem schöpfend.

„Ja, Frau Mutter," antwortete Schmidlin; „wir haben deshalb so eben von unserer Hochzeit geredet; es hindert uns nichts mehr, sie gleich nach Ostern zu halten."

„Deine Hochzeit?" fragte die alte Frau über-

rascht, denn ihr Sohn war bisher jeder Anspielung in Bezug seines Verhältnisses zu Dorothee ausgewichen.

„Ich hoffe, die Frau Mutter hat nichts dagegen?“ fragte Schmidlin zurück.

„Keineswegs. Habe mich überzeugt, daß Deine Liebste in der That eine aufrichtige Affection für Dich hegt und so ist sie mir als Tochter willkommen. — Gott führt uns oftmals ganz anders, als wir vermeint, aber allezeit auf das Beste, drum gebe er auch seinen Segen,“ antwortete die Frau Stadtvögtin, die neue Tochter mit aufrichtiger Rührung an's Herz drückend.

Auch die Neuangekommenen nahmen nun auf dem Rasen Platz, um sich da während einiger Stunden des Frühlings, des wiedergewonnenen Friedens und Lebens zu freuen.

Zwar in Magdalenens Augen traten Thränen, denn die freie Höhe, die Frühlingslüfte und der blaue Himmel weckten mächtig die Erinnerungen an die dörfliche Heimath und an die Verstorbenen — aber sie drängte die wehmüthige Anwandlung zurück, um nicht die frohe Stimmung der Andern zu stören.

Nur Ehrhardt hatte jene wahrgenommen und er richtete unbemerkt die theilnehmende Frage an sie:

„Sie hat Heimweh, liebe Jungfer? Sie fühlt sich nicht recht wohl in der Stadt; ich habe es schon öfters wahrgenommen.“

„Denke Er deshalb nicht schlimm von mir,“ antwortete das Mädchen leise; ich liebe und ehre ja gewiß meine Verwandten und bin ihnen von Herzen dankbar, aber auf der freien Höhe, unter Wäldern und grünem Feld aufgewachsen, wird mir eng und bange in den engen Gassen und Mauern der Stadt. Ich meine oft, so müsse einem gefangenen Vögelein zu Muthe sein.“

„O, ich kann dies mit Ihr fühlen, Magdalene; bin auch vom Lande gebürtig, aber als Waise in frühen Jahren zu Verwandten in die Stadt gekommen, so daß ich mich ziemlich an das Stadtleben angewöhnt — aber es geht mir doch noch immer das Herz auf, wenn ich Feld und Wald sehe,“ versicherte der Scribent.

„Das freut mich, zu hören, daß auch der Herr Ehrhardt vom Dorfe stammt,“ sagte das Mädchen schüchtern, und der freundliche Blick, der diese Worte

begleitete, fiel wie ein Sonnenstrahl in's Herz des jungen Mannes.

Erst da die Sonne sich neigte, kehrte die kleine Gesellschaft zur Stadt zurück; die Verlobten nach manchen Mißverständnissen und Irrungen in hingebender und vertrauender Liebe vereinigt für das ganze wechselvolle Leben, für Freude und Leid, frohe und trübe Tage — und zwei andere junge Herzen, einander sich nähernd in unausgesprochenem und doch ihnen Welt und Leben verklärendem Gefühle.

Und ob auch unausgesprochen, war dasselbe doch nicht mehr ganz unbemerkt, und es hatte Anfangs die Frau Stadtvögtin etwas verdrießen wollen, daß ihre Nichte einem untergeordneten jungen Manne mehr Zuneigung beweise, als ihrem Sohne; aber sie erkannte doch an, wie viel Ansprüche er an das Mädchen und an sie selbst hätte; überdies hatte sein eifriger, thätiger Beistand während der Krankheit ihres Sohnes ihr ihn fast lieb wie einen jüngern Sohn gemacht.

Die Hochzeit des Kanzleirathes mit Dorothee wurde zwar mit Rücksicht auf die noch keineswegs überstandene schwere Zeit mit weniger Prunk begangen, als sonst wohl Dorotheens Vater und

die Mutter des Bräutigams für passend gefunden haben würden. Nur eine kleine Gesellschaft der nächsten Bekannten war zur Feier derselben im Hause des Regierungsrathes versammelt, aber die Fröhlichkeit derselben war um so herzlicher. Frau Beate, welche die Hochzeittafel ausgerüstet, erhielt so viele Anerkennung, daß die bescheidene Frau mit Erröthen und dankenden Verneigungen fast nicht zu Ende kommen konnte.

War sie schon zuvor von Glück und Freude erfüllt über die glückliche Wendung, die das Geschick ihres Lieblings nach so manchen Sorgen genommen, so wurde ihre Bewegung ihrer fast zu mächtig, als ihr hochgeehrter Verwandter und Herr, der Regierungsrath, nachdem er seine volle Zufriedenheit über die Verbindung seiner Tochter ausgesprochen, sich an sie wandte und sich in seinen alternden Tagen ihrer treuen Pflege anbefahl.

Ueberhaupt hatte man den sonst so trockenen und stolzen Mann nie so lebhaft und leutselig gesehen; stieß er doch sogar mit dem Scribenten an, als das Wohl des Brautpaares ausgebracht wurde. Uebrigens gelangte der Letztere zu der Ehre, seine Erlebnisse im feindlichen Heere der Gesellschaft, un-

ter der sich auch der Kriegsrath Heller befand, erzählen zu dürfen. Die Wegräumung des Brandwagens in Cannstatt durch den dazu bestellten Fuhrmann war dort gleich bei Wegzug der Feinde bekannt geworden; welchen Antheil Ehrhardt daran hatte, war erst durch Schmidlin an geeignetem Orte angemerkt worden.

Ein aufgeweckter junger Mann und brauchbar, nicht wahr, Herr College? Müssen für sein Fortkommen sorgen. So eine Amtmannstelle auf dem Lande etwa? Ich meine, er hätte ganz das Genie, die Bauern bei allem gutem Humor doch in gehörigen Respekt zu halten?" äußerte der Kriegsrath gegen den Regierungsrath, der zustimmend nickte.

„Was meint Er dazu, junger Mann; nehme Er flugs den Herrn Regierungsrath beim Worte und bedanke Er sich für die zugesagte Amtmannstelle!" rief der Kriegsrath dem Scribenten wohlgelaunt zu; „oder wie? Möchte Er etwa lieber in das Regiment treten, das Seine Durchlaucht neuerdings anwerben lassen? Da hätte man sich an meine Protection zu wenden und es sollte Ihm nicht viel gute Worte kosten, daß ich Ihm gleich eine Fähndrichsstelle zu verschaffen suchte!"

„Danke gehorsamst, Herr Kriegsrath," antwortete der junge Mann eifrig, „melde mich mit Dero gütigster Erlaubniß zu der Amtmannsstelle auf dem Lande, die all meine kühnsten Wünsche erfüllt, da ich befunden, daß mein Temperament sich dennoch mehr zum friedlichen als zum kriegerischen Berufe neigt!"

Die Räthe lächelten über die lebhafte Auseinandersetzung des jungen Mannes; dessen Blick aber flog hinüber zu Magdalene, die, einen weißen Blüthenkranz in den dunklen Flechten, bescheiden doch zierlich geschmückt neben der Braut saß und nun, von hoher Röthe übergossen, ihr Auge senkte, gleichwohl aber so glücklich aussah, als wäre sie selbst Braut, statt Brautjungfer.

Das Tafelgespräch aber ging jetzt auf ernstere Gegenstände über. Man besprach sich über das Kriegsmanifest, daß der Kaiser gegen die Krone Frankreich erlassen und worin all die tiefe Empörung ausgedrückt war, welche die französische Hinterlist dem vertrauenden und bis zum letzten Augenblick mit Freundschaftsversicherungen getäuschten Kaiser erweckte; dann über die Aussicht einer allgemeinen Kriegsrüstung zu besserer Deckung der Grenzen; end-

lich theilte der Kriegsrath im Vertrauen mit, daß man Hoffnung auf ein Bündniß habe, das auch England, Holland und Spanien gegen den „allgemeinen Feind der Christenheit“ eingehen würden.

Da erhob sich feierlich der Kriegsrath und hob sein Glas empor, indem er das Wort nahm:

„Auf einen rechtschaffenen Krieg und baldigen Sieg! — Bin ein Mann des Friedens und der Ordnung, weswegen ich auch Anfangs zu aller Nachgiebigkeit geredet. Aber ich halte nun dafür, und Wohledlen, Ehrenwerthen und Löblichen allhier Anwesenden werden damit einstimmen, daß wir uns keines Friedens getrösten dürfen, so lange nicht die Krone Frankreichs gedemüthigt ist!“

„Bravo!“ schallte es donnernd an der Tafel und alle Gläser erklangen — nur Schmidlin zog die Augenbraunen zusammen und seufzte, als er das Glas zum Munde führte.

„Ei! Ei! Wäre der Herr Kanzleirath kein guter Patriot mehr, als welcher er doch immer gegolten?“ flüsterte der Kriegsrath ihm zu.

„Ich bin es und hoffe es zu bleiben, Herr Kriegsrath,“ antwortete Schmidlin; „ich stimme auch dem Ausspruch meines Herrn Schwiegervaters ganz bei,

was die Demüthigung Frankreichs anlangt — aber ich bin zu Wien und Regensburg gewesen — und glaube weder an rechtschaffenen Krieg noch an baldigen Sieg!"

„Das wäre traurig; meint der Herr Kanzleirath vielleicht, daß die Franzosen uns noch in die Tasche stecken sollen, oder daß es überhaupt mit dem Reiche deutscher Nation ein Ende haben dürfte?" fragte der Kriegsrath gereizt.

„Davor bewahr' uns Gott, doch, Herr Kriegsrath — es wird Zeit brauchen, bis man sich auf dem vereinigt, was nöthig — und bis dahin dürften wir noch manches Schwere erleben!" antwortete Schmidlin.

Ende.

Druck von Friedrich Andrä in Leipzig.